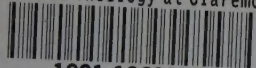


GLAUBENSFRAGEN

School of Theology at Claremont



1001 1362189

BR  
123  
B26

63



Theology Library

SCHOOL OF THEOLOGY  
AT CLAREMONT  
California

1  
SAMMLUNG GEMEINVERSTÄNDLICHER VORTRÄGE UND SCHRIFTEN  
AUS DEM  
GEBIET DER THEOLOGIE UND RELIGIONSGESCHICHTE  
63

---

# Glaubensfragen.

Von

Lic. Otto Baltzer,  
Pfarrer in Guben.



Tübingen  
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)  
1911.

## Weltanschauungsfragen.

Von

**Otto Baltzer.**

(Sammlung gemeinverständlicher Vorträge. 59.)

Gross 8. 1909. M. 1.50.

Inhalt: Der Weg zur Weltanschauung. — Der Sinn des Lebens.  
— Persönlichkeit und Weltanschauung.

„Weltanschauungsfragen“ und „Glaubensfragen“ sind unter dem  
Titel „Im Kampfe um persönliche Religion“ in einem  
Bande erhältlich. Preis M. 3.—. Gebunden ca. M. 4.—.

---

## Ausgewählte Sermonen des Heiligen Bernhard über das Hohelied.

Herausgegeben von **O. Baltzer.**

(Sammlung ausgewählter kirchen- und dogmengeschichtlicher Quellschriften. I. 7.)

8. 1893. M. 1.80. Gebunden M. 2.30.

---

## Monismus und Monotheismus.

Vorträge und Abhandlungen zum Kampf um die monistische  
Weltanschauung.

Von **Georg Wobbermin.**

8. 1911. M. 3.—. Gebunden M. 4.20.

---

## Theologie und Philosophie.

Eine Untersuchung über das Verhältniß der theoretischen Philosophie  
zum Grundproblem der Theologie.

Von

**F. Traub.**

8. 1910. M. 5.—. Gebunden M. 6.—.

---

**Serman Siebeck:**

## Bur Religionsphilosophie.

Drei Betrachtungen.

8. 1907. M. 1.50.

Inhalt: Der Fortschritt der Menschheit. — Religion und Ent-  
wicklung. — Naturmacht und Menschenwille.

---

## Ueber Freiheit, Entwicklung und Vorsehung.

Zwei Abhandlungen.

8. 1911. M. 1.50.

Inhalt: Ueber Freiheit und Zurechnung. — Vorsehung und Ent-  
wicklung.

---

BR  
123  
B26

# Glaubensfragen.

Drei Vorträge

von

Lic. **Otto Baltzer**,  
Pfarrer in Guben.



**Tübingen**  
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)  
1911.

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von H. Laupp jr in Tübingen.

## Inhalt.

	Seite
Glauben und Wissen . . . . .	1
Glaube und Geschichte . . . . .	24
Die Kirche und das Gegenwartsleben . . . . .	46

---

## **Vorwort.**

Die folgenden Vorträge erscheinen hier in der Form, in der sie gehalten sind. Man hat mir geraten, sie zu Abhandlungen umzuarbeiten, mir erschien aber auch ihre Form wesentlich an ihnen. Ich hielt es auch nicht für notwendig, in Anmerkungen auf die Quellen hinzuweisen, aus denen ich geschöpft habe. Meine Worte wollen nur anregen, wer weiter forscht, wird sich selbst seine Wege bahnen müssen. Nur im Vortrag über Glauben und Wissen habe ich einmal meinen Gewährsmann genannt: Otto. Ich möchte hier noch besonders nachdrücklich auf sein schönes Buch hinweisen. (Naturalistische und religiöse Weltansicht.) Daß ich neben ihm besonders Lotze und Eucken viel verdanke und mich mit Nietzsche und Johannes Müller beschäftigt habe, wird der Kundige leicht merken.

## Glauben und Wissen.

Religiöse Fragen sollen uns an diesen Abenden beschäftigen oder soll ich lieber sagen: die religiöse Frage. Denn darin scheint mir das Besondere der Gegenwart zu liegen. Religiöse Fragen hat es immer gegeben, sie haben sich abgelöst, wie die Menschengeschlechter, die sich um sie mühten. Bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines andern warten, das war die religiöse Frage in den Tagen, als Jesus über Galiläas Gefilde wandelte. Kreuz oder Halbmond, tausende haben darum gekämpft auf blutigem Blachfeld. Gerecht durch Glauben oder durch die Werke, diese Frage hat Deutschland in zwei feindliche Lager gespalten: Wir lächeln oft überlegen, daß sich in vergangenen Zeiten über einzelne religiöse Fragen die Menschen die Köpfe zerbrachen oder auch einschlugen, die uns sehr unwichtig oder gänzlich gleichgültig sind — uns ist die Religion selbst zur Frage geworden. Kann man denn überhaupt noch Religion haben in unserem fortgeschrittenen Zeitalter? Haben sich nicht nur ihre Formen, darüber ist man sich längst einig, hat sie sich nicht selbst überlebt? Religion, das war uns ein mehr oder minder langweiliger Lehrgegenstand unserer Schuljahre, nun sind wir ihnen entwachsen

und darum ihr auch. Kann denn ein gebildeter Mensch noch an einen persönlichen Gott glauben? Wer Religion hat, der betet. Kann man das, ohne sich zu schämen? Kants Wort, daß das Gebet eine unschickliche und unmögliche Anrede an einen Abwesenden sei, gibt noch heute die Stimmung weiter Kreise unserer gebildeten Welt wieder. Man läßt sich höchstens etwas vorbeten, aber selbst heten — nein. Und wenn man uns gar sagt, das Wunder sei des Glaubens liebstes Kind, so verwirft man gerade um dieses Kindes willen auch den Vater. Wir wollen uns nichts verhehlen, das ist oft die Stimmung der Religion gegenüber: Religion? wir setzen hinter sie selbst ein Fragezeichen.

Und dennoch sehnt man sich nach ihr. Man beneidet die Menschen, die sie haben, um das innere Gleichgewicht ihres Seelenfriedens, selbst um die kindliche Naivität ihres Gottvertrauens. Man lächelt über sie, aber mit einem wunden Herzen.

Es liegt uns noch in den Ohren  
ein Lied so seltsam süß  
aus der Heimat, die wir verloren,  
aus den Gärten im Paradies  
wo die heiligen Bäume singen  
und die Rosen leuchten wie Blut  
und der schwere Duft der Syringen  
auf stillen Steigen ruht.

So stehen wir vor den Toren  
und kommen nicht hinein.  
Das Reich, das wir verloren,  
wird nie mehr unser sein.  
Nur manchmal, daß wie in Träumen  
die Heimat uns erscheint  
mit den singenden Quellen und Bäumen —  
und unsere Sehnsucht weint.

Ja man sucht, aber ob man sich dieses Suchens auch schämt, man wird es nicht los. Der Kindertraum des Glaubens war doch schön. Es wird uns schwer, diesen inneren Zwiespalt unseres Wesens zu verwinden.

Wie ist es dahin gekommen? Das Leben ist zu reich, um es auf eine Quelle zurückzuführen. Ich will mir nicht anmaßen, wenn ich drei Hemmungen unseres religiösen Lebens vorführe, diesen Zwiespalt ganz erklärt zu haben.

Glauben und Wissen, das hat man von Alters her als einen Gegensatz empfunden. Es gab von jeher zwei Reiche, das Reich des Wissens und das des Glaubens. Das Reich des Wissens war licht, und man fühlte sich sicher in ihm. Die Erfahrung hatte es gegründet. Der Verstand suchte die Wirklichkeit zu erfassen, ihre Ursachen und Zusammenhänge aufzudecken, und es gelang ihm. Ein jedes Menschenzeitalter und jede Kulturstufe hatte ihr Wissen, und darauf beruhte ihre praktische Wirksamkeit. Aber nicht jeder kann davon sich und andern klar Rechenschaft geben. Und niemand von uns lebt allein von seinem eigenen Wissen. In fast allen Fällen bestätigt uns nur unsere eigene Erfahrung das, was Mitteilung und Erziehung uns zuführten. Trotzdem sind wir ein wissensstolzes Geschlecht geworden. Wie eng begrenzt war in vergangenen Zeiten dies Reich des Wissens, hinter ihm dehnt sich ungemessen das Reich des Unbegreiflichen, des Wunderbaren, des Geheimnisses, des Glaubens. Wie nahe war es der jungen Menschheit! Es sprach zu ihr im wachsenden Baum, im rieselnden Quell, im zuckenden Blitze. Es ragte hinein ins eigene Leben, in Krankheit und Tod, in Traum und Träne, ja

schließlich in jeder Regung des Unbegreiflichen in uns, das die Menschen Seele nannten, das doch da war und man konnte es nicht sehen und fassen. Hier begann das Reich, dann führte es hinauf bis zu den dunkeln Wolken und den ragenden Schneebergen, auf denen die Götter wohnten. Und bei ihnen lag die Entscheidung des eigenen persönlichen Lebens, des eigenen Herzens Wohl und Wehe, das Glück des Hauses und Herdes.

Die Menschheit lernte. Unermüdlich arbeitete sie an dem überkommenen Stoff. Ist unser Verstand erwacht, so sammelt und prüft, so sichtet und ordnet er. An die Stelle der zufälligen Erkenntnis tritt die planmäßige Erforschung der Wirklichkeit. Das Reich des Wissens dehnte seine Grenzen, man machte die Entdeckung, daß das Wirkliche sich stets gleich bleibende Gesetze habe. So wurde das Wissen zur Wissenschaft. Und immer weiter mußte das Reich des Unbegreiflichen, des Glaubens zurückweichen. Man erkannte die Naturgesetze, nach denen der Baum wächst, er hatte längst aufgehört, eine Gottheit in sich zu bergen. Man erklärte den Blitz, den Donner, nun sprach aus ihm kein zürnender Wolkenvater mehr. Die Götter wurden entthront, die hier geherrscht. Und immer weiter wich das Reich, in dem das Unbegreifliche, die Gottheit wohnte. Wer konnte es der jungen Wissenschaft verargen, daß sie stolz wurde? Wohlgeordnet war ihr Gebiet, alles fügte sich ein ins große Ganze, sie fühlte sich als Einheit, sie lernte herrschen, denn Wissen ist Macht. Wie sicher fühlte sich der Mensch in ihrer Hut, er hatte durch sie die Welt nicht nur verstehen, sondern auch beherrschen gelernt. Hatte er ihre Gesetze belauscht, so durfte er

sie durch ihre Gesetzmäßigkeit in seinen Dienst zwingen. Die Wissenschaft wies der Technik die Wege. Und mit ihr zog ein neues Zeitalter voll ungeahnten Reichtums in die Menschenwelt ein. Dampf und Elektrizität, die geheimen Kräfte der Natur wurden die Diener der wissend gewordenen Menschheit. Zwar noch gab es auch für sie Geheimnisse, noch widerstrebt ein Teil der Wirklichkeit ihrer Erkenntnis, wer könnte es ihr verargen, daß sie darin nur die Aufgabe fand, auch dieses unentdeckte Land zu erobern und nicht eher zu ruhen, als bis sie die gesamte Wirklichkeit ihr eigen nennen könnte. Dann, so verhiess sie stolz, müsse ein goldenes Zeitalter anbrechen, die Zeit des Glaubens wäre vorbei, das dunkle Reich des Unbegreiflichen würde versinken, alles würde Licht und alles Freude werden.

Zwar mit der Welt des Geheimnisvollen versinkt auch die Welt der Wunder, das Zauberland des Ahnens und der Ewigkeit, die Heimat Gottes und des Gemütes. Wie eine Insel steht sie noch da in der Gegenwart, rings umbrandet von nagenden Wellen. Schon kann man die Zeit absehen, wo auch sie dahinsinkt und mit ihr vergeht die Kinderzeit des Menschengeschlechtes, wir sind Männer geworden, wir wissen und wir wollen.

Wie unendlich viel wertvoller erschien dieser Anschauung das Wissen gegenüber dem Glauben! Es hat seine Gesetze, mit denen man beweisen kann. Und niemand darf ihm widerstreben, der den Anspruch auf gesunden Menschenverstand machen will und damit das Recht hat, gehört zu werden. Dagegen der Glaube, was er sagt, kann nie den Anspruch auf Allgemeingültigkeit machen, man kann es nie beweisen, es ist darum auch

nie sicher. Er trägt eben die Art seiner Heimat an sich, aus der er geworden ist.

Aber eins mußte man zugestehen, und gerade der Gegenwart sind dafür die Augen geöffnet. Klug macht das Wissen, aber darum auch gut und glücklich? Wissen kann Glück sein. Die Freude des Forschers, der Neuland fand und auf ihm der Menschheit neue Wege wies, sie ist Glück. Aber mühsam ist der Weg dahin und wenige nur können ihn wandeln. Wohl kann Wissen erlösen und befreien. Und dennoch klingt die Faustische Klage:

Ich fand Ersatz im Wissen,  
mit ihm zu stillen meiner Seele Drang.  
Könnt ich von Welt und Menschen losgerissen  
und allem dem, wonach ich ehemals rang,  
in vollen sel'gen Zügen Weisheit schlürfen,  
so schien erfüllt mein Wünschen und Bedürfen.  
Doch dämmernd schwand zuletzt und ungewiß  
der Pfad in Nacht; die Quellen, wie sie rannen,  
wohl hört ich rauschen durch der Felsen Riß,  
allein nicht eine gab mir Kund, von wannen  
sie ströme durch die weite Finsternis.  
Ach unsers Schicksal schweigende Tyrannen!  
Nach allen Seiten hin mit dunklem Flore  
sind uns durch sie verhängt des Daseins Tore.

Müssen wir uns da nicht doch wieder vom Wissen zum Glauben wenden? Immer und immer wieder erfährt man es, daß die Wissenschaft auf die letzten Fragen des persönlichen Lebens keine Antwort weiß, und das sind doch eigentlich die brennenden Fragen, an denen wir uns selbst verzehren, wie die rastlose Flamme. Soll das unser Schicksal sein, uns damit zu bescheiden?

Wir müssen es uns ja eingestehen, unser eigenes

Gemüt sagt es uns, wenn das das Ende ist, daß mit der Herrschaft der Wissenschaft das Ahnen und das Träumen, das Zauberland der Phantasie, das Wunderland des Glaubens dahinsinkt, wir verlieren unser Bestes. Wir selber graben unserem Glück sein tiefes Grab, es ist uns weh ums Herz. Unser Leben hat uns enttäuscht und betrogen.

Zudem haben wir unsern Gegner verkannt und unterschätzt. Das Wort „Glauben“ hat uns verführt. Im gewöhnlichen Sprachgebrauch versteht man darunter eine Ueberzeugung ohne zureichenden Grund und darum ohne Gewißheit. Dann ist freilich Wissen und Glauben unversöhnbar. Dann kann es keine schönere Aufgabe für die Wissenschaft geben, als dies Glauben auszurotten. Wir haben nur leider übersehen, daß Glauben in religiösem Sinne ganz etwas anderes bedeutet. Da ist Glaube und Gewißheit unzertrennlich. Da ist der Glaube das Ueberwältigtwerden von der höchsten Wirklichkeit, er ist für unser persönliches Leben ein Zwang, eine Notwendigkeit, aber darum auch Gewißheit, wenn auch rein persönliche. Ich weiß: schier unausrottbar ist die Meinung, der religiöse Glauben sei ein Meinen ohne zureichenden Grund. Aber mit Händen und Füßen müssen wir uns dagegen wehren, wir verlieren ja sonst das, was uns aus unserem Glauben das eigentlich Wertvolle, das Erlösende ist, die unmittelbare Gewißheit. „Du hast mich überredet und ich habe mich überreden lassen. Du bist mir zu stark gewesen und hast gewonnen.“ So sprach vor Jahrtausenden auf den Kalkbergen vor Jerusalems Toren ein einsam gewordener Mann. Ich weiß keinen schlichteren Ausdruck für das, was Glaube ist. Er ist das Erlebnis von der Macht Gottes, eine außer uns

stehende Gewalt haben wir in unserer eigenen Seele entdeckt, in ihr hat uns eine über uns stehende Welt berührt und bezwungen.

Gewiß ist diese Erfahrung rein persönlich. Darum ist sie ganz frei. Ich kann sie niemand beweisen, ich kann auch niemand zwingen, dieselbe Erfahrung zu machen. Und doch ist dem Glauben das, was er so erlebt, wirklich, ja stärker und größer als die Wirklichkeit sonst, wir können Gott, wenn wir ihn überhaupt denken, nicht anders denken als die alle übrige Wirklichkeit schaffende und tragende Macht.

Aber ist diese Erfahrung deshalb wertlos, weil sie rein persönlich und darum frei ist? Nie und nimmermehr. Sie teilt dies Los der Freiheit mit allen anderen Ueberzeugungen, die ebenfalls auf rein geistigem Gebiete unabhängig von der sinnlichen Erfahrung entstanden sind. Aber diese Ueberzeugungen sind eben, weil sie persönliche sind, für uns die eigentlich Wertvollen, die unserem Leben Farbe und Freude geben. So entsteht gegenseitiges Vertrauen, Freundschaft, Liebe. Auf gleichem Boden wachsen alle höheren Lebenswerte. Darum sind sie von dem Wissen im engeren Sinne vollkommen unabhängig und dagegen im Grunde gleichgültig.

Was Gott ist,  
das wird in Ewigkeit  
kein Mensch ergründen,

so sagt der Dichter. Das Wissen führt hier nicht zum Ziel, aber er fährt trotzdem fort:

Doch will er treu sich allezeit  
mit uns verbinden.

Der Glaube hat das Ziel gefunden, darum bekennt er:

Die Rechte streckt ich schmerzlich, oft  
in Harmes nächten  
und fühlt gedrückt sie unverhofft  
von einer Rechten.

Er weiß, was er erlebt hat, ist wirklich.

Ist dann der Satz noch zutreffend, daß der Glaube da anfängt, wo das Wissen aufhört, daß beide ihr scharf abgetrenntes Gebiet nebeneinander ihr eigen nennen? Man hat lange so gedacht, aber wir haben eine Entdeckung gemacht, eine folgenreiche Entdeckung. Wir haben die Gottheit heruntergeholt aus den himmlischen Höhen, wo man sie einst thronend dachte, erhaben über die Wirklichkeit, die uns umgibt. Wir haben gelernt, sie überall um uns und in uns zu suchen und zu finden. Diese Wirklichkeit sollte nur dem Wissen gehören, nein dem Glauben erst recht. Wenn man Gott überhaupt denkt, so kann man die Welt ohne ihn gar nicht denken. Glauben und Wissen sind also nicht zwei getrennte Gebiete nebeneinander, sie sind nur zwei verschiedene Arten, dieselbe eine Wirklichkeit anzuschauen.

Greifen wir aus ihr ein Stück mit besonders scharf geprägten Zügen heraus, das Erdbeben von Messina. Die Wissenschaft untersucht, wie ist diese außergewöhnliche Naturerscheinung entstanden? Sie sucht nach ihrem zureichenden Grunde, und wenn sie einen solchen nicht unwiderleglich nachweisen kann, so greift sie zu dem Hilfsmittel der wissenschaftlichen Hypothese. Ich bin nicht Fachmann, man erlasse es mir deshalb, die verschiedenen Erklärungsversuche für die Entstehung der Erdbeben vorzutragen, es kommt uns ja hier nicht auf das Ergebnis, sondern auf das Verfahren der Wissenschaft an.

Dasselbe Ereignis beschäftigt nun auch den Glauben. Aber er fragt überhaupt nicht nach seinen natürlichen Ursachen. Er weiß, wie es entstanden ist. Gott hat das Erdbeben gesandt und darum hat er es auch zu verantworten. Nun beginnt für ihn erst die Frage: wie ist dieses Naturereignis, das tausenden von Menschenkindern das Leben kostete, mit der Gerechtigkeit und Liebe des allmächtigen Gottes zu vereinigen? Und hier tritt die Eigenart der religiösen Fragestellung deutlich entgegen: die Wissenschaft lebt ruhig fort, wenn sie hier keine völlig zureichende Erklärung gefunden hat. Der Glaube steht und fällt mit der Beantwortung der ihm hier gestellten Frage, da er immer persönlich beteiligt ist.

Damit sind dann freilich ständige Berührungen zwischen Wissen und Glauben gegeben. Indessen braucht sich aus ihnen kein feindlicher Gegensatz zu entwickeln. Das Wissen muß nur die Grenzen seines Reiches kennen. Wohl gewinnt es Gesetze. Auf der Allgemeingültigkeit der Naturgesetze ruht jede exakte Naturwissenschaft, ebensogut wie jeder Fortschritt der Technik und jede Stetigkeit des Handelns im täglichen Leben. Aber was heißt das eigentlich, wenn man auf diesem Gebiete von Gesetzen redet? Menschen haben Gesetze, nach denen sie sich richten, und darum sagen sie, daß auch die unbewußte Natur — Gesetze habe. Man überträgt einen Begriff aus dem geistigen Leben auf das Naturleben. In unserem eigenen Leben gelten Gesetze, übertragen wir dieses Wort auf ein Gebiet, dessen eigentliches Wesen uns verborgen ist, das wir nur aus seinen Erscheinungen kennen, so haben wir dazu gewiß ein gutes Recht, weil

wir die sich stets gleichbleibende Form desselben beobachtet haben. Wir müssen uns aber stets bewußt bleiben, daß wir es eben mit einer Uebertragung zu tun haben. Und dasselbe gilt, wenn wir von Zwecken in der Natur oder gar von bewußten Zwecken, von Absichten reden. Die Wissenschaft kommt ohne solche Begriffe gar nicht aus. Sie weist bei jedem Organ einer Pflanze einen Zweck nach. Aber genau besehen beschreibt sie auch dann nur den Vorgang in seinem Verlauf, ohne ihn zu erklären. „Auch die unter Gesetze gebrachte Welt ist ein Geheimnis, nur ein formuliertes“ (Otto). Und wenn wir neugierig fragen, warum denn im letzten Grund das Naturgesetz gilt, so wird sie uns, wenn sie ehrlich ist, die Antwort schuldig bleiben müssen. Sie stellt wohl fest, daß nach dem Gesetz der Schwere die Erde jeden Körper anzieht, daß darum der meiner Hand entfallende Bleistift zur Erde fallen muß, aber warum das so ist, das kann sie uns nicht sagen. So taucht also das Geheimnis, das das Licht der Wissenschaft glaubte besiegt zu haben, immer wieder empor und mit ihm der Boden, auf dem der Glaube wächst.

Man redet freilich von selbständig waltenden Naturgesetzen, aber wohl kaum mit Recht. Nein, gerade um der Naturgesetze willen ist die Welt ebensogut abhängig und zufällig. Das Naturgesetz schließt den Zufall nicht aus. Wohl wirkt es immer gleichmäßig, aber daß eben der Fall eintritt, daß es wirkt, das ist der Zufall.

Sehen wir uns nun denselben Tatbestand vom Standpunkt des Glaubens an. Es gab eine Zeit, wo man das Reich Gottes bedroht fühlte, wenn man von Naturgesetzen sprach. Gott ist frei, frei schaltet er über die

Welt und in der Welt. Es hieße seine Allmacht hemmen, wollte man ihr Gesetze vorschreiben. Das klingt sehr bestechend. Aber genau besehen heißt gerade das Gott Vorschriften machen. Wir wollen bestimmen, wie er handeln soll, anstatt gehorsam die Form anzuerkennen, in der er handelt. Wie oft hat man hier gefehlt, gerade weil man ihm die Ehre geben wollte. Die Naturwissenschaft sagt uns, daß in der uns umgebenden Welt gleichmäßige Gesetze walten. Und der Glaube fügt hinzu, diese Welt ist Gottes. Nun gut, so muß er gerade um Gottes Willen die Gesetzmäßigkeit des Naturverlaufes anerkennen. Es hieße gegen Gott kämpfen, wenn man sie leugnen würde. Und wird uns nicht Gott nur größer, kommt er uns nicht viel näher und fühlen wir uns nicht viel sicherer in seiner Hut, wenn wir die Gesetzmäßigkeit seines Wirkens erkennen dürfen? Es bleibt doch wahr:

Die Schöpfung ist ein dichter Vorhang nur.

Wir aber fahren nicht fort:

Wen sie verbirgt, ich habe keine Spur.

Wir wissen:

Ein Vorhang hängt vorm Heiligtume  
gestickt mit bunten Bildern  
von Tier und Pflanze, Stern und Blume,  
die Gottes Größe schildern.  
Die Andacht knieet anzubeten  
vor diesen reichen Falten  
ein Lichtstrahl hinter den Tapeten  
verkläret die Gestalten.  
Ich neige mich zum tiefsten Saume  
und küß ihn nur mit Beben,  
mir fällt nicht ein im kühnsten Traume  
den Vorhang wegzuheben.

Haben wir denn vergessen, was Schiller sagt:

Den Künstler wird man nicht gewahr,  
bescheiden verhüllt er sich in ewige Gesetze.  
Die sieht der Freigeist, doch nicht ihn.  
Wozu ein Gott? sagt er. Die Welt ist sich genug.  
Und keines Christen Andacht hat ihn mehr  
als dieses Freigeists Lästerung gepriesen.

Das ist nicht nur dichterische Steigerung, darin ruht Wahrheit. Eine von Gesetzen bedingte Welt ist eine abhängige Welt. Aber das ist ja gerade die Art, wie die Frömmigkeit die Welt sehen will. Wir wollen einen Zusammenhang des Geschehens, daß wir die Wege zu Gott finden. Und wenn man die Naturgesetze noch nicht entdeckt hätte, um der Frömmigkeit willen müßten wir sie fordern. Die Welt Gottes kann nicht ein Haufen von Willkür sein, sie muß Ordnung sein.

Nun spricht die Naturwissenschaft von Zwecken einfach, weil sie nicht anders kann. Sie redet also eigentlich selbst in diesen Dingen die Sprache des Glaubens. Darum ist es für den, der ihr dient, geradezu ein persönliches Bedürfnis, wenn der Glaube ihm zu solcher Sprache das Recht gibt. Und hat er es nicht, so nimmt er es sich. Mit dem Zweckbegriff überhaupt ist aber schon die Frage nach einer letzten Ursache gegeben. Wohl kann man sich die Welt der Sterne als eine ungeheure Maschine vorstellen. Genauer genommen ist das unmöglich. Die Welt in ihrer Gesamtheit wäre sonst wenigstens etwas, was es nirgends in ihren Teilen geben kann, nämlich ein Perpetuum mobile. Eine Maschine wird durch Räder getrieben, ein Rad durch ein anderes, das zweite durch ein drittes, bis schließlich das letzte

Rad kommt, von dem der ganze Anstoß ausgeht, und hinter ihm die Kraft, die es treibt. Das eben wollte man anschließen, als man die Welt eine Maschine nannte. Entweder man muß eine letzte Ursache der Welt annehmen, oder man muß sich mit einer Urzufälligkeit alles Seins zufrieden geben. Und das kann niemand befriedigen.

Und dennoch kann es die Wissenschaft nicht lassen, immer und immer wieder bis zu den letzten Urgründen des Seins herabzusteigen, ob sie auch immer wieder die Erfahrung machen muß, daß sie diese Tiefe nicht fassen kann. So drängt die Wissenschaft sich immer wieder an den Rand der Abgründe heran, von denen sie doch sicher weiß, daß sie über sie keine Brücke schlagen kann, weil es für sie hier kein Jenseits gibt, auf dem der andere Pfeiler der Brücke fußt. Und doch ruht der Menscheng Geist nicht; wo er nicht wissen kann, da will er fühlen und ahnen, er muß glauben.

Darum kommt es erst zur inneren Harmonie, wenn neben der Wissenschaft der Glaube steht, nicht etwa als ihre Fortsetzung und Ergänzung, denn das darf er nicht sein, einfach, weil er es nicht kann. Sondern als ein Stück aus einer andern Welt, die doch auch in unserem Seelenleben eine Heimat hat, nicht als eine Brücke hinüber ebenso fest und sicher, wie die Wege, die die Wissenschaft bis dahin wandelte, nein nur als ein Leuchten, das herüberquillt, und doch wissen wir, weil wir in diesem Licht sehen, es gibt ein Letztes. Und dieses Letzte ist das Erste für das Leben unserer Seele.

Man sollte meinen, dann könnten Glauben und Wissen gar nicht in inneren Widerspruch geraten. Und doch,

wie oft ist es geschehen? Tost nicht hier noch heute der Kampf mächtiger denn je? Die Naturgesetze sollen den Glauben nicht hindern. Wie aber reimen sich Naturgesetze und Wunder? Und es gibt ja keinen Glauben ohne Wunder. Wohl waltet Gott im Reiche der Natur. Und mag dort die Form, in der er wirkt, ein Gesetz sein, hieße das nicht ihm alle Freiheit rauben, wenn man all sein Walten in diese Gesetze beschlöbe, er muß doch über ihnen stehen. Sollte er, der sie schuf, nicht auch die Kraft in sich tragen, sie aufzuheben? So dachte man vordem und so stellt es sich der Glaube oft noch heute vor. Dann läge eigentlich in jedem Wunder ein dreifaches: das eine, daß das Naturgesetz unterbrochen wurde, das zweite, daß Gott allein mit seiner Allmacht wirkte, und das dritte, daß er das Naturgesetz wieder herstellte. So sprachen unsere Alten vom Wunder. Wir verstehen, daß man über diese Art von Gott zu reden heute leise lächelt. Aber man tat mehr, man sprach im Namen der Naturwissenschaft das Machtwort, Wunder können nicht sein, darum ist der Glaube, der von Wundern redet, unmöglich, und der Gott, der Wunder tut, eine Einbildung. Ich könnte erwidern, und die Naturwissenschaft, die das behauptet, eine Verirrung. Denn erst ist doch die Wirklichkeit da, die man erfahren hat, und dann folgt ihre Erklärung. Man hat schon manches für unmöglich erklärt und es war doch. Wenn man uns also sagen könnte, daß die Wunder ein Stück der uns umgebenden Wirklichkeit wären, so müßten wir uns darin finden. Aber kann man das? Immer wieder würde man es bestreiten.

So kommen wir also nicht weiter. Ich will auch an

dieser Stelle noch keine abschließende Antwort geben. Wenn wir von Wundern reden, so meinen wir gewöhnlich eine Reihe von Erzählungen, die uns in den Urkunden der Religion überliefert sind. Als Josua das Volk Israel ins heilige Land führte, siehe, da stand des Jordans Wasser gleich Mauern, und die Menge zog trocken hinüber durchs Flußbett. Und als das Volk unter der Trompeten Schall siebenmal um Jericho zog, da stürzten die Mauern der Stadt zusammen, und der Sieg war gewonnen. Ueber solche Erzählungen zu entscheiden ist eine Frage der Geschichte. Wir werden also erst im zweiten Vortrage davon reden können. Jetzt beschäftigt uns nicht die Vergangenheit, sondern unsere persönliche Gegenwart. Redet man da von Wundern, so meint man damit persönliche Erfahrungen unseres eigenen Lebens, in denen wir die Kraft Gottes unmittelbar erlebten. Es erfüllt uns der einzige Gedanke, es ist der Herr und darum beten wir an in heiliger Ehrfurcht. So redet eine Mutter von dem Wunder der Gebetserhörung, wenn Gott auf ihr Stammeln ihr krankes Kind aus Todesnot errettet. Sind dabei die Naturgesetze ausgeschaltet? Für unser Empfinden sicherlich, aber damit ist doch nicht gesagt, daß sie auch in der Wirklichkeit unterbrochen wären. Für den, der das erlebt, ist diese ganze Fragestellung, Naturgesetz oder aufgehobenes Naturgesetz überhaupt nicht da. Seine Empfindung ist aber rein persönlich. Für ihn ist nur Gott als Ursache da, aber er kann das einem andern nicht beweisen. Er kann es also auch niemand verwehren, daß er auch hier nach natürlichen Ursachen fragt und solche findet. Aber eins muß die Naturwissenschaft um ihrer selbst willen ehrlich

zugeben. Es können Fälle eintreten, wo die uns bekannten Naturgesetze nicht ausreichen, die Wirklichkeit zu erklären, dann gehört es zur Wahrhaftigkeit, das anzuerkennen. Es wäre kurzsichtig, eine Tatsache deshalb leugnen zu wollen, weil man sie aus den uns bekannten Ursachen nicht erklären kann. Das Wort gilt noch heute, und gerade die Gegenwart hat uns seine Wahrheit neu bewiesen: „Es geschehen mehr Dinge unter dem Himmel, als Eure Schulweisheit sich träumen läßt.“ Natürlich darf man dem Verstande nie wehren, das zu untersuchen, was der Glaube Wunder nennt. Und auf der andern Seite läßt es sich der Glaube nie nehmen, ein persönliches Erlebnis Wunder zu nennen. Nur muß er sich davor hüten, die gleiche Beurteilung andern aufzudrängen. Das ist nicht nur unzeit, sondern dem Glauben selbst schädlich. Und eins kann er sich nicht nehmen lassen, denn damit steht und fällt er: die Gesamtheit der uns bekannten, ja der überhaupt bisher verstandenen Wirklichkeit reicht nicht aus, das zu fassen, was Gott wirkt. Gott steht über dem allem. Auch die Wissenschaft muß anerkennen, daß es kein Denkfehler ist, wenn man behauptet, daß neben der durch das natürliche Geschehen sich vermittelnden Wirksamkeit Gottes auch eine von ihr unabhängige möglich sein kann. Ein Fluß fließt für gewöhnlich den Lauf, den ihm seine Wassermenge und seine Uferbildung vorschreibt. Es ist dadurch nicht ausgeschlossen, daß ein außergewöhnliches Ereignis, und wenn es ein Erdbeben wäre, ihm plötzlich einen andern Lauf gibt.

Das Wunder in diesem Sinne ist also nur die außergewöhnliche Steigerung einer Empfindung, mit der jeder

tieferer religiöser Glaube unser gesamtes Leben begleitet. Wir fühlen uns überall in der Gewalt Gottes, das färbt sich für das christliche Empfinden, dem Gott Liebe ist, zum Bewußtsein der göttlichen Vorsehung.

Und damit komme ich zu einem geradezu klassischen Beispiele, für das Nebeneinander der wissenschaftlichen und der Glaubenserkenntnis. Auf der einen Seite ist unser ganzes Leben eingespannt in das Grundgesetz von Ursache und Wirkung. Alles, was uns trifft, hat eine natürliche Ursache und muß darum auf uns ihr entsprechend wirken. Alles ist Notwendigkeit, alles ist Zwang. Und auf der anderen Seite empfinde ich dieses alles als absichtliche und darum zweckvolle Wirkung Gottes. Ich sehe darin keinen Widerspruch, denn die Naturwissenschaft kann solche Absichten und Zwecke und damit auch die Vorsehung freilich nicht feststellen, aber noch viel weniger bestreiten, weil sie selbst gezwungen ist, in ihrem Reiche Zwecke oder wenigstens etwas dem Aehnlichen anzunehmen. Wir wenden demnach im Glauben nur etwas auf unser persönliches Leben an, was es auch sonst in der Welt irgendwie gibt. Und dazu wird uns niemand das Recht bestreiten wollen. So sehe ich auch hier wohl fortwährende Berührungen, aber keinen unlösbaren Widerspruch zwischen Glauben und Wissen.

Und dennoch weiß ich, daß der Streit zwischen beiden nie aufhören wird, so lange es Glauben gibt. Das wirkliche Leben läßt sich nie auf eine allgemein gültige Formel bringen, auch das Glaubensleben nicht. Ihm ist Glauben immer zugleich Wissen und er fragt gar nicht danach, ob er damit auf fremdes Gebiet gerät. Wir wissen, daß es einen Gott gibt, wir wissen, daß er diese

Welt geschaffen hat, wir wissen, daß unsere Seele unsterblich ist, und wir kümmern uns wenig darum, was die Wissenschaft an diesen Aussagen auszusetzen hat. Und wenn es noch das allein wäre: wir alle haben den Glauben in einer ganz bestimmt ausgeprägten Form überkommen oder, genauer gesagt, was man uns mitteilte, war ja schon nicht mehr der Glaube selbst, der ruht tief in der Seele, sondern die Form, die er annahm, als man in Worten von ihm sprach. Und ist er selbst Gefühl, Stimmung, Ahnung, so ist ja schon jedes Wort, in das man ihn kleidet, Vergrößerung. Aber das ist nun einmal unser Schicksal, wir sehen in der Sprache meist nur das Mittel, die Fesseln unserer Seele zu lösen, uns mitzuteilen. Sie löst nicht nur, sie bindet auch. So muß jeder Glaube irgendwie zum Glaubensbekenntnis werden, dann enthält es immer irgendwie eine Verbindung von Vorstellungen und Begriffen, von denen fast alle aus dem rein menschlichen Gebiet übernommen sind. Ich denke nicht nur an solche Aussagen, wie: Gott ist unser Vater, er ist die Liebe, da läßt sich das ja gar nicht leugnen, aber selbst, wenn ich sage, Gott wirkt, so ist das unsere Art, von ihm zu reden. Nun sind wir selten in der Lage, hier klar Inhalt und Form zu scheiden, wir fühlen dazu auch meistens gar nicht das Bedürfnis. Religion ist einem jeden, der sie hat, etwas Heiliges, es gehört deshalb entsagungsvolle Selbstüberwindung dazu, dieses Heilige zu zergliedern. An dem Duft einer Rose wollen wir uns erfreuen, wir müßten sie ja zerstören, wenn wir den Bau ihrer Blätter untersuchen wollten. Es ist uns Fachgelehrten auf diesem Gebiete sehr heilsam, wenn wir uns das immer wieder vorhalten. Aber dadurch ist

zahlreichen Schwierigkeiten Tor und Tür geöffnet. Es drängen sich in unsere Glaubensaussagen alle möglichen anderen Vorstellungen aus Nachbargebieten herein, die wir gar nicht als störend empfinden, im Gegenteil, sie sind uns von der Glaubensaussage unzertrennlich. Ich nehme z. B. die religiöse Aussage, die Welt ist in ihrem Urgrunde abhängig von Gott, sie muß darum seinen Zwecken dienen. In der urchristlichen Verkündigung nimmt sie die Form an: Gott hat die Welt geschaffen, und die Welt, die er geschaffen hat, ist gut. Ich brauche nur diese Sätze zu nennen, so drängt sich unwillkürlich die ganze Schöpfungsgeschichte in unseren Vorstellungskreis, wie wir sie aus der Volksüberlieferung Israels in unseren Schulunterricht übernommen haben. Die Verbindung der Glaubensaussage mit diesem Erzeugnis des schaffenden religiösen Volksgeistes erscheint uns unlösbar.

Aber nun kommt die überlegene Wissenschaft unserer Tage. Sie nimmt unsere Glaubensaussage beim Wort. Die Welt in 6 Tagen geschaffen? Das wissen wir besser. Wir haben nachgewiesen, daß ungezählte Tausende von Jahren dazu gehört haben, die Welt zu formen, in der wir leben. Es ist auch unmöglich, dieselbe Reihenfolge der Entwicklungsstufen festzuhalten, die uns der Glaube erzählt. Und hat hier die Naturgeschichte einmal eingesetzt, so läßt sie sobald nicht wieder los. Der Himmel eine Feste, unmögliche, durch das Kopernikanische Weltsystem längst überwundene Vorstellung. Ich will hier mit Einzelheiten nicht aufhalten. Was soll der Glaube darauf antworten? Weg mit allen Vermittlungsvorschlägen und Vertuschungsversuchen, die

aus den 6 Tagen sechs Entwicklungsstufen machen, die triumphierend nachweisen, daß diese oder jene Einzelheit auch von der Naturwissenschaft anerkannt wird. Solche kleinlichen Mittel sind der Sache unwürdig. Geben wir ruhig der Naturwissenschaft, was ihr gebührt. Wenn sie imstande ist, uns die Entwicklungsgeschichte unseres Planeten zu beschreiben, wollen wir ihr dankbar sein. Aber kommt sie damit wirklich zu einer Schöpfung? Schöpfung ist ein religiöser Begriff. Ich glaube, daß alles, was ich sehe, von Gott stammt. Es kann nie Sache des Glaubens sein, zu beschreiben, wie das Einzelne entstanden ist, er ist nur die Empfindung und Stimmung, die diese Beschreibung begleitet, das Vertrauen auf die Allmacht des Schöpfers. Schöpfungsgeschichte! Das ist eine Verbindung zweier verschiedener Gebiete, von denen jedes seine besondere Art hat. Schöpfungsgeschichte, das ist ein Glauben und ein Wissen in einem Worte verbunden. Es ist begreiflich, daß man diese Verbindung als unnatürlich empfindet. Nun dann, so löse man sie, und gebe einem jeden das Seine nach altpreußischem Grundsatz.

Aber wie kommt es, daß uns das so schwer fällt? Das ist zum einen Teil, man verzeihe mir ein offenes Wort, einfach Denkträgheit, die zu bequem ist, das Ueberkommene selbst zu durchdringen. Durch sie ist unendlich viel Unheil verschuldet. Unserem Glauben ist der Makel der Rückständigkeit angeheftet, das ist für viele der Grund geworden, sich von ihm zu wenden. Es ist höchste Zeit, daß man auch hier die notwendige Arbeit tue, ehe es zu spät ist.

Aber das ist es nicht allein, wir würden dem Glau-

ben unrecht tun, wenn wir das behaupten wollten. Es ist auch die heilige Scheu, von der ich schon sprach, man fürchtet sich, an das, was uns ehrwürdig ist, mit dem scharfen, zersetzenden Verstande heranzugehen, man meint dadurch zuviel zu wagen und zu verlieren. Nun, ich halte es mit dem mutigen Spruche, wer wagt, gewinnt. Mag diese Scheu auch heilig sein, wir müssen sie überwinden, die Wahrheit muß uns mehr gelten. Und wenn ich hier von Schöpfung spreche, so ist uns das nur ein Beispiel, das gleiche gilt von der ganzen Frage, die uns heute beschäftigt, es gilt den alten ungesühnten Kampf zwischen Glauben und Wissen, wer wird in ihm siegen? Um des Glaubens willen gebe ich die Losung aus: mehr Wissen, gesegnet das Wissen und heilig jede Arbeit und Schaffen an ihm. Dann wird gerade dadurch die Eigenart des Glaubens freier heraustreten, und der freigewordene Glaube wird eine größere Ueberzeugungskraft für unser Geschlecht gewinnen, das ihn so bitter nötig hat. Und um des Wissens willen gebe ich die Losung aus, mehr Glauben, denn oft genug zeigen sich die Anzeichen innerer Zersetzung gerade unter der hochgebildeten Kultur der Gegenwart. Und trotzdem bekenne ich:

Mein Deutschland, du bist stark und groß,  
und doch ist eigen deinen Söhnen  
ein weicher Kern, ein Sehnsuchtslos,  
nach allem Fernen, allem Schönen.  
Im schwarzen Schachte gleißt das Erz,  
der Hammer dröhnt, die Funken springen,  
doch heimlich hört das deutsche Herz  
im Hörselberg die Geigen klingen.  
Vom Zug der Esse scharf umbraust,  
der Meister läßt kein Säumen merken,

doch immer lebt als Sohn des Faust  
er über seinen Erdenwerken.  
Heil unsrem Volke, das mit Wucht  
die Scholle pflügt, der wir entstammen,  
und dennoch Lebensgipfel sucht,  
drauf ew'ge Wachefeu'r flammen.

---

## **Glaube und Geschichte.**

Glaube und Geschichte, man könnte meinen, die in dieser Gegenüberstellung ruhende Frage sei schon in meinem ersten Vortrag beantwortet. Denn auch die Geschichte ist ein Wissen, aber ein Wissen von der Vergangenheit, nicht von der Welt um uns, sondern von der versunkenen Welt hinter uns. Darum hat sie ihre besonderen Ziele. Erforschen wir die uns umgebende Natur, so suchen wir das in ihrer unveränderlichen Mannigfaltigkeit sich stets gleichbleibende Gesetz. An der Vergangenheit ist uns gerade das Wechselnde, die Veränderung das Wertvolle, das wir zu beobachten haben. Es ist unser Ziel, in ihm einen Sinn zu finden, wir reden von einer Entwicklung, einem Fortschritt in der Geschichte. Schon darum gebührt ihr eine gesonderte Betrachtung.

Nun redet man wohl auch von einer Geschichte unseres Erdballes, von einer Geschichte der Tierwelt. Indessen meinen wir, wenn wir von Geschichte reden, zunächst nur die der Menschheit. Ihrer Vergangenheit gehen wir nach und zwar nicht nur der Vergangenheit der einzelnen Völker und Staaten, sondern alle dem, was der Menscheng Geist erschaffen und ersonnen hat. Wir

wollen die mannigfachen Kulturgüter, die wir genießen, die Lebensbeziehungen, in die wir gestellt sind, die Pflichten, die sie uns aufliegen, die Geistesströmungen, die uns bewegen, die Geisteswerte, die unsere Seele reich und stark machen, verstehen lernen. Dazu treiben wir Geschichte, denn die Vergangenheit ist die Lehrmeisterin der Gegenwart und damit auch der Zukunft.

Und zu dieser Vergangenheit gehört auch der Glaube. Darum hat auch er seine Geschichte. Er lebt ja unter uns nicht nur als eine vorübergehende Stimmung aus dem „Heute“ geboren und mit dem „Heute“ dem Tode geweiht. In unserer Gegenwart tritt uns die Religion in der scharf umrissenen Form des Christentums entgegen, die wir von der Vergangenheit überkommen haben. Es ist ganz selbstverständlich, daß wir diese Vergangenheit erforschen.

Ein Wissen von der Vergangenheit nannte ich die Geschichte. Mit dem besonderen Stoff ist naturgemäß auch ein besonderer Weg zu ihm gegeben. Die Naturwissenschaft ruht rein auf der sinnlichen Erfahrung. Das ist für die Geschichte ausgeschlossen. Bei ihr fragen wir nach dem, was der Menscheng Geist geschaffen hat. In der Sprache kann er das mitteilen. Aber auch die Steine reden. Tonzylinder und Pergamentrolle, die ragenden Riesen unserer Domtürme und die unscheinbaren Papyrusfetzen im Wüstensande Aegyptens, sie reden. Keine Kultur geht spurlos unter, wenn auch Geschichtsforschung im eigentlichen Sinne erst dann möglich wird, wenn der Menscheng Geist das Mittel gefunden hat, das flüchtige, vergängliche Wort in die Schrift zu bannen, daß es den Augenblick überdauere. Dann redet die Vergangenheit

durch ihren eigenen Mund zu uns. Aber nicht alles, was er uns sagt, ist wahr. Sind schon in der Gegenwart die Worte manchem nur dazu da, die Wahrheit zu verhüllen, so ist es erst recht eine Kunst, in der Sprache der Vergangenheit Sein und Schein zu scheiden. Nicht nur, daß auf den Denkmälern der Vorzeit der Edelrost ruht, wie oft wollten vergangene Geschlechter die Wirklichkeit ja gar nicht überliefern, einfach, weil ihnen der Sinn dafür fehlte. Sie wollten dichten. Phantasie und frommer Glaube, Sage und Legende, bewußte Fälschung und unbewußte Färbung waren geschäftig, aus Dichtung und Wahrheit ein neues Gebilde zu schaffen. Nun gilt es, zu deuten und zu urteilen, zu sichten und zu scheiden. Das ist eine Kunst, und nicht alle sind Wissende. Wer Geschichte erforschen will, der muß ein starkes Empfinden für die Wirklichkeit haben und eine unbestechliche Wahrheitsliebe. Sie ist um so notwendiger, je weiter die Vergangenheit zurückliegt, mit der wir uns beschäftigen. Und trotzdem wird der Blick immer unsicherer, bis er schließlich nur fragend und zögernd hinüberstreift über nebelhafte Fernen.

Nun ist die Geschichte eine verhältnismäßig junge Wissenschaft. Die älteste Form, in der ein Volk von seiner Vergangenheit erzählte, war die Sage, und noch immer ist die Phantasie geschäftig, das leichte Geranke der Legende um den festen Stamm der Wirklichkeit zu legen. Dann kam eine Zeit, wo man nicht mehr selbst dichtete, aber die Dichtung der Vergangenheit unbesehen übernahm, die schlichte Einfalt der Chronisten glaubte in ehrfürchtigem Gehorsam dem Buchstaben, den sie las, die schwarze Kunst der Zeichen war ihr heilig. Erst

die letzten Jahrhunderte sind zu rücksichtslosem Wirklichkeitssinn erwacht, der die Quellen prüft, ehe er sie reden läßt.

Es ist ganz natürlich, daß die Geschichte, wenn sie sich mit der Religion befaßt, in derselben Weise arbeitet wie sonst. Sie wird auch die Quellen, die sie dort findet, zunächst zu prüfen haben, ehe sie aus ihnen schöpfen kann.

Aber da hört sie ein gebieterisches „Halt“. Eben der Glaube ruft es ihr zu, in dessen Gebiet sie sich wagte. Ihm sind diese Quellen heilig. Jahrhundertelang hat er Lebenswasser aus ihnen geschöpft, und nun soll man sie erst prüfen? Das widerstrebt seinem innersten Gefühl. So spricht nicht nur der kindliche Sinn kulturloser Völker, sondern oft genug unsere eigene Religion. Sie zehrt von heiligen Büchern. In ihnen redet Gott. Darum ist die Welt der Bibel eine besondere Welt, die Welt der Wunder und des frommen Glaubens, die Welt des Paradieses und der Ewigkeit. Hier ist heiliges Land, es ragt eine Götterinsel umragt vom unüberbrückbaren Meere einsam jenseits von aller Welt. Wer will es wagen, an ihren Ufern zu landen?

Wir verstehen solchen frommen Glauben. Er entspricht dem natürlichen Empfinden der Religion. Aber das Wirklichkeitsempfinden der Gegenwart wird sich dadurch nicht aufhalten lassen. Es wird auch an die heiligen Bücher herantreten und wird sie fragen, ist das wahr, was ihr erzählt? Es wird auf sie genau dieselben Gesetze anwenden, die überall in der geschichtlichen Forschung gelten. Sie ist frei, und niemand darf ihr ein Halt zurufen. Niemand darf ihr Gesetze vorschrei-

ben außer der Wirklichkeit selbst, an der sie arbeitet, sonst kann sie nicht leben. Wohl können wir diese heilige Scheu verstehen, aber sollte sich hinter ihr nicht oft erbärmliche Feigheit verstecken? Man fürchtet sich, den Boden für seinen Glauben unter den Füßen zu verlieren. Man sollte sich des schämen. Solche Verteidigung ist der Sache des Glaubens selbst unwürdig. Wenn die Wissenschaft sich von dem Halt des Glaubens nicht hemmen läßt, und sie wird es nie tun, dann setzt der Glaube sich ins Unrecht. Und was ist denn hier zu fürchten? Wenn das wahr ist, was die Wissenschaft findet, dann muß der Glaube sich darunter beugen, so gewiß die Wahrheit göttlich ist, und ob er selbst darunter Schaden litte. Der Glaube wird doch nicht von einer großen Unwahrheit lehren wollen. Und wenn er es auch wollte, unaufhaltsam ginge er an ihr zu Grunde. Aber noch ist es nicht ausgemacht, ob das, was die Wissenschaft findet, mit dem Glauben im Widerspruch steht.

Fragen wir also, was hat sie denn gefunden? Es ist ihr zunächst selbstverständlich, daß sie ihr allgemeines Gesetz der Entwicklung auch auf die Religion anwendet. Ich wüßte nicht, was der Glaube dagegen einzuwenden hätte. Im Gegenteil, das weiß er selber. Ich rede nicht von fremden Religionen, die sehen wir ja selbst als überwundene Entwicklungsstufen an. Aber gilt das gleiche nicht auch innerhalb unserer eigenen? Wir wissen doch, wie sie sich auf ihrer alttestamentlichen Stufe allmählich hob, wie beim Anbruche des Christentums aus dem Alten ein Neues wurde.

Auch ihre Urkunden, das kann ja gar nicht anders sein, atmen den Geist der Zeit, aus der sie stammen.

Das ist eigentlich so selbstverständlich, daß man es gar nicht erst auszusprechen nötig haben sollte. Ich weiß nicht, warum der Glaube daran Anstoß nehmen sollte. Die Bibel ist eben nicht ein Buch wie andere Bücher, sondern eine reichhaltige Büchersammlung, in der sich die Geistesentwicklung von Jahrhunderten, ja von Jahrtausenden abspiegelt. Was sie über die ältesten Zeiten erzählt, ist nichts anders als der Niederschlag einer Ueberlieferung aus dem Volksmunde, die hineinragt bis in die nebelhafte Ferne der Urzeit. Nun sagt uns die Wissenschaft, daß die Form, in welcher der Volksmund die Geschichte seiner Urzeit erzählt, die Sage ist. Ich wüßte nicht, was uns hinderte, das einfach anzuerkennen. Dann muß freilich auch der Glaube, wenn er vom Walten Gottes in diesen alten Tagen erzählt, in derselben Sprache reden. Wohl mutet uns das zunächst fremdartig an, wir sind es nicht gewohnt, so die Phantasie als religiöses Organ schaffen zu sehen. Es wird uns deshab schwer, das was sie sagen will, in unsere Sprache zu übersetzen. Hier muß sich beides verbinden: gediegene geschichtliche Bildung und zartfühlendes religiöses Empfinden, dann lernen wir auch in dieser Form das Walten des ewigen Gottesgeistes begreifen, der auch in dieser uns fremdartigen Sprache zu uns redet.

Lassen Sie mich, weil ich diese Frage in der Gegenwart für brennend halte, offenherzig auf sie eingehen. Weite Kreise unseres Volkes leiden darunter, daß man mit der geschichtlichen Auffassung der Bibel noch lange nicht genug Ernst macht. Gerade um des Glaubens willen sollte man das laut fordern. Wir Theologen haben hier viel versäumt. Man sage nicht, die Sache wäre nicht

spruchreif. Das ist einfach nicht wahr. Ich weiß sehr wohl, daß hier unter meinen Fachgenossen weitgehende Meinungsverschiedenheiten vorhanden sind. Das wird immer so sein, aber darin sind wir uns wissenschaftlich trotzdem einig, daß man die Bibel geschichtlich aufzufassen habe. Und ich meine, wir sind es der gebildeten Welt, die geschichtlich urteilen gelernt hat, einfach schuldig, das offen heraus zu sagen. Unsere Religion wird darüber nicht zu Grunde gehen, ganz im Gegenteil, sie kann durch diese Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit ihrer Anhänger nur gewinnen. Man wird wieder gegenseitig Vertrauen fassen, was jetzt beiden verloren gegangen ist.

Ich möchte das Gesetz der Entwicklung, das uns die Geschichte erkennen gelehrt hat, hier noch einmal anwenden. Wir dürfen uns, wenn wir das kennen, nicht mehr darüber wundern, daß die ersten Stufen der Religion unvollkommen waren. Wir dürfen aber auch beobachten, wie diese Unvollkommenheiten überwunden und abgestreift werden. Wir werden dadurch das, was wir haben, um so höher achten lernen.

Ich kann hier nur andeuten, wie dadurch gerade unserem Glauben manche schier unerträgliche Last abgenommen wurde, unter der er bei vielen tatsächlich zusammengebrochen ist. Es kann ja gar nicht anders sein, als daß die Menschen der Vorzeit in einer anderen Kulturstufe lebten, und damit sind selbstverständlich auch andere sittliche Anschauungen verbunden. Wir sollten hier nichts beschönigen und umdeuten. Die alten Helden der Bibel, ein Abraham, ein Elia, ein David sind aus einem anderen Stoffe geformt wie wir. Wir wollen es aber ebensogut freudig anerkennen, daß unter der rauhen

Decke oft eine Urgewalt religiösen Empfindens loderte, an der wir uns noch heute erheben können, wenn wir erst gelernt haben, uns nicht mehr an der unmittelbar daneben zu Tage tretenden Rauheit zu stoßen. Es ist dieser Geschichtsauffassung selbstverständlich, daß die Männer der Bibel mit ihrer Zeit die Anschauungen über die Natur und ihre Kräfte teilen, daß ihnen das Wunder etwas Natürliches ist. Sie versteht es, den Glauben aus der ihn umgebenden Umwelt zu lösen, und hat für jeden Versuch, die Bibel auch in den Fragen der Naturgeschichte zum Lehrbuch zu machen, nichts, auch rein gar nichts übrig.

Nun hatte man in jenen Zeiten Religion nur in der Form eines Volksglaubens. Darum ist auch ihre Ueberlieferung von der gesamten Volksüberlieferung unzer trennlich. Das ist nirgends deutlicher wie im Alten Testament. Hier bewahrte ein religiöses Volk alles, was es aus seiner Vergangenheit wußte. Man darf nie übersehen, daß das Alte Testament nicht ein Ausschnitt aus der Literatur der Hebräer ist, nein, es enthält die gesamte Literatur dieses Volkes. Wir machen uns selten klar, was das bedeutet. Und mag dies Volk noch so religiös empfunden haben, es konnte gar nicht ausbleiben, daß sich bei seiner Kulturstufe auch weltliche Stoffe herandrängten, an erster Stelle Gesetze, die ja noch zum Rechte der Gottheit gehörten, aber dann auch die Geschichte des gottgesalbten Königsgeschlechtes, die sich aus den heiligen Gesängen allmählich entwickelnde Dichtkunst, bis hin zum in glühender orientalischer Sinnlichkeit empfundenen Liebeslied, das noch heute seinen Platz in unserer Bibel behauptet. Es heißt ja die Augen

gewaltsam schließen, wenn man das nicht sehen will. Auch hier wirkt die Geschichte erlösend und befreiend. Jeden Bericht über die Vergangenheit prüft sie auf seine Glaubwürdigkeit, und gerade für die alttestamentlichen Urkunden haben sich uns dazu im Euphratland neue Quellen erschlossen. Da muß die Forschung ohne Voreingenommenheit entscheiden, welchem Berichte mehr Vertrauen gebührt.

Aber ich halte ein, um mich nicht in Einzelheiten zu verlieren, die für den Laien zudem mehr oder minder wertlos sind, wir räumen der Geschichte unter allen Umständen das Recht ein, über den Wert oder Unwert der religiösen Ueberlieferung zu entscheiden. Wir wissen sehr wohl, was wir damit tun. Damit ist allerdings die Möglichkeit gegeben, daß sie eines Tages erklärt, die gesamte religiöse Ueberlieferung ist unglaublich. Absichtlich wählte ich bisher meine Anschauungsmittel aus dem Alten Testamente, weil hier die Sachlage einfach und durchsichtig ist, grundsatzmäßig können wir auch über das Neue Testament nicht anders urteilen. Wie, wenn jemand behauptete, auch diese Ueberlieferung wäre durchaus unglaublich? Sie wissen wohl, das ist keine aus der Luft gegriffene Annahme. Noch ist kein Jahr vergangen, daß ein deutscher Professor sich anheischig machte zu beweisen, daß Jesus nie gelebt habe. Wo bliebe da unser Glaube an ihn? Wir wollen ruhig zugestehen, dann wäre es aus mit ihm, dann wäre das Christentum keine geschichtliche Religion mehr.

Und trotzdem lasse ich mich an meinem Grundsatz nicht irre machen. Und ob man mir sagt, ich bewege mich hier auf einem sehr gefährlichen Boden, wir wollen

das ruhig zugestehen. Freilich, wenn man jetzt die Frage aufgeworfen hat, ob Jesu überhaupt gelebt habe, so ist es eigentlich verlorene Mühe, darauf überhaupt zu antworten. Wir Theologen haben in dieser Frage ein sehr gutes Gewissen. Man wird nach wenigen Jahren diese Episode als ein Musterbeispiel verwenden können, wie alle Einzelgelehrsamkeit nicht vor Torheit schützt. Die beste Widerlegung dieser Ansichten ist die, wenn man ihre Begründung liest, aufmerksam liest, dann drängt es sich dem unbefangenen Urteil von selbst auf, daß all die Mühe an eine verlorene Sache verschwendet ist. Ich möchte nur eins sagen: Lesen Sie einmal in Ihrem Neuen Testament einen Paulusbrief, es braucht nicht einer von den großen allbekannten zu sein, die wir leider nie im Zusammenhang gelesen haben, von dem wir meistens nur wissen, es steht dieser oder jener Spruch darin, nein, lesen Sie nur einmal jenen kleinen Gelegenheitsbrief des Paulus an Philemon, er ist kurz, nur eine Seite in der Bibel, es handelt sich da um einen entlaufenen Sklaven, den Paulus seinem Herrn zurückschickt. Sie werden den Eindruck haben, der Brief kann unmöglich erfunden sein, der Versuch, auch Paulus für eine Erfindung zu erklären, ist noch unmöglicher als der, Jesu Leben zu leugnen. Ich berufe mich dafür auf das Zeugnis eines Altmeisters der klassischen Philologie, auf Ulrich von Wilamowitz-Möllendorf: Er sagt: „Endlich, endlich redet wieder einer auf Griechisch von einer frischen, inneren Lebenserfahrung — als einem Ersatz seiner persönlichen Wirkung schreibt er seine Briefe, dieser Briefstil ist Paulus, niemand als Paulus, ein unnachahmliches und doch immer wieder nachgeahmtes Mittelding zwischen Privatbrief und Literatur.“

Wer sagen wollte, das wäre erfunden, dem fehlt jedes Gefühl für das Echte und Wirkliche.

Ich weiß sehr wohl, daß man versucht hat, auch einige Paulusbriefe für nicht von ihm selbst geschrieben zu erklären. Aber warum denn? Doch nur deshalb, weil sie nicht genau denselben Geist zu atmen schienen, wie die, die man untrüglich für echt hielt. Man hat deshalb nie und nimmer mehr den Paulus aus der Welt schaffen wollen. Wer aber diesen Paulus liest, der merkt auf jedem Blatte, fast möchte ich sagen bei jedem Gedanken, daß ihm Christus sein ein und alles ist. Wohl sucht er ihn jetzt droben im Himmel, aber er weiß, er hat gelebt, er hat ihn gesehen. Wer darum einen wirklichen Paulus annimmt, der muß auch einen wirklichen Jesus annehmen. Und nun frage ich: Wir alle haben irgend einmal unter der zwingenden Gewalt eines Jesuswortes gestanden, es hatte es uns angetan in seiner erhabenen Einfalt, in seiner unnachahmlichen Frische. Fürwahr, der diese Gestalt hätte erdichten können, das wäre der größte Meister des Geistes gewesen, der je zur Feder gegriffen hat. Aber ich breche hier ab, jedes weitere Wort ist meines Erachtens hier unnötig. Man hat eben eins vergessen, vielleicht deshalb, weil man sich von dem Modebegriff der Gegenwart, von dem bezaubernden Schlagwort „Entwicklung“ hat fangen lassen. Man glaubt in der Entwicklung ohne Persönlichkeiten auskommen zu können, von denen die Entwicklung ausgeht. Das ist eine gänzlich ungeschichtliche Auffassung. Große weltbewegende Neuschöpfungen gehen immer nur von Persönlichkeiten aus, mögen sie auch noch so sehr von der sie umgebenden Umwelt getragen werden.

Nein, hier sehe ich für den Glauben keine Gefahr, wohl aber in einer anderen, nicht in der Geschichtswissenschaft, die Jesus leugnet, sondern in der, die mit ihm Ernst macht! Die sagt, der Jesus, von dem man auf allen Kanzeln hört, der Jesus, von dem man in allen Kirchen singt, der Jesus des Glaubens, das ist ein ganz anderer als der Jesus der Geschichte, aber dieser allein ist der wirkliche Jesus, und nicht das, was der Glaube aus ihm gemacht hat.

Diese Frage müssen wir ganz ernst nehmen. Denn nur so lange haben wir ein Recht, uns Christen zu nennen, solange Christus für unseren Glauben etwas bedeutet. Und das kann er nicht mehr, wenn die Geschichte uns beweist, daß er selbst etwas ganz anderes war und wollte, als was jetzt seine Jünger lehren.

Geben wir von vornherein zu: Geschichte und Glaube haben hier ihre besondere Art zu sehen. Der Glaube kann gar nicht anders, er muß auf einzelne Seiten des überlieferten Jesusbildes besonderen Nachdruck legen. Er lebt von dem, was ihm Jesus heute ist. Damit ist schon die Gefahr gegeben, einzelne Züge im Jesusbilde zu steigern und Jesus selbst aus der Vergangenheit in die Gegenwart zu übersetzen. Wer die Geschichte der kirchlichen Vergangenheit kennt, der weiß, wie Dogma und Geschichte in ihr einen beständigen Kampf um die Person Jesu geführt haben. Das Dogma suchte ihn ganz in das Jenseits zu erheben, aber gar zu tief hatte der wirkliche Jesus, wie er auf Erden wandelte, die Züge seines Wesens der Kirche eingegraben. Immer wieder trat das Wunderantlitz aus dem Goldgrund hervor, auf den man es gemalt hatte.

Mit ihm hat die Geschichte vollen Ernst gemacht. Im Gegensatz zum Glauben mußte sie natürlich gerade das betonen, was in der Person Jesu der Glaubensauffassung widerstrebt: seine Abhängigkeit von der Zeitstimmung und Zeitströmung, das, was den Glauben an ihm zunächst befremdet, seine irdische Bedingtheit; die Geschichte sieht ihn als Sohn seines Volkes und seines Landes. Das ist ihr besonders wertvoll, daß die überlieferten Quellen ihn ihr so zeigen, denn sonst würde sie von vornherein an der Wahrheit der Ueberlieferung von ihm zweifeln müssen. Wohl ist auf diesem Gebiete viel gesündigt. Es konnte ja nicht ausbleiben, daß die junge Geschichtswissenschaft, als sie gelernt hatte, sich aus den Fesseln der Glaubensüberlieferung zu lösen, ihre Kräfte überschätzte und durch mannigfache Uebertreibungen und Einseitigkeiten den Widerspruch des Glaubens erst recht reizte. Es ist einmal ein Gesetz der Entwicklung, daß ein Zuviel auf der einen Seite zuwächst, immer ein Zuviel auf der anderen Seite erwecken mußte, bis beides den rechten Ausgleich fand. Noch stehen weite Kreise unserer Gebildeten im Bann der Auffassung Jesu, die Strauß und Renan geschichtlich nannten, während sie doch eigentlich ihre Philosophie und ihre Lebensauffassung in die Quellen hineinlasen. Trotzdem haben wir von ihnen sehr viel gelernt. Wir haben durch sie und ihre Nachfolger in der mühseligen Einzelarbeit von fast einem Jahrhundert feste methodische Grundsätze gewonnen. Wir wissen, mögen die Ergebnisse im einzelnen noch so auseinandergehen, wir befinden uns hier auf geschichtlichem Boden. Wir wissen Legende und Geschichte zu scheiden. Und mag sich

der Efeu der Legende auch um die Wurzeln des Eichbaums legen und hin und wieder auch versuchen, an ihm emporzuranken, Jesus selbst ist Geschichte. Zwar ist es unmöglich, gerade Renan und Strauß haben das bewiesen, sein Leben nach den strengen Anforderungen zu schreiben, wie sie die Gegenwart stellt, von seiner Jugend sind sie völlig unzureichend unterrichtet, nur durch Rückschlüsse können wir einigermaßen das Erwachen seines religiösen Lebens zu begreifen suchen. Wir wissen nicht einmal, wie lange seine Wirksamkeit währte. Wir haben keinen im Sinne der Gegenwart objektiven Bericht über sie, alle unseren Evangelien sind nicht als Geschichts-, sondern als Erbauungsbücher geschrieben, wie das ja bei nüchterner Betrachtungsweise gar nicht anders sein konnte. Darum ist der in ihnen enthaltene Stoff oft nicht zeitlich, sondern sachlich geordnet. Wir haben ja genau genommen an reinem Geschichtsstoff in ihnen nur eine ausführliche Vorgeschichte der Leidenszeit und dann diese selbst. Und trotzdem reicht die uns erhaltene Ueberlieferung aus, von der Persönlichkeit Jesu ein in allen wesentlichen Zügen zutreffendes Bild zu gewinnen.

Dabei muß gerade die unbefangene Geschichtsschreibung zugeben, daß dieses Bild Züge enthält, die uns zunächst befremden. Ich denke z. B. an die Wunder. Gewiß werden wir gerade hier aus unserem gesteigerten Wirklichkeitsempfinden heraus manches anders auffassen, aber es läßt sich trotzdem nicht aus der Welt schaffen, daß die Fähigkeit der Wunderwirkung ein Zug am überlieferten Bild des geschichtlichen Jesus ist, wir können wohl sagen, daß jene Zeit dabei anders empfand, daß hier auch manche Züge vergrößert und gesteigert

sind, das reicht nicht hin, um das Wunder selbst aus dem Leben Jesu zu beseitigen. Das muß jede unbefangene Quellenauffassung zugeben. Nimmermehr darf man deshalb im Namen der Geschichte erklären, hier liegt ein Wunder vor, folglich ist dieser Zug ungeschichtlich. Wir sollten hier nüchterner und unbefangener urteilen. Das ist nicht mehr Geschichte, die hier etwas durchstreicht, weil es Wunder ist. Wir tragen dann unsere Weltanschauung in einen Stoff ein, der das nicht verträgt.

Damit berührt sich sehr eng ein Zweites: Unzweifelhaft lassen sich die Berichte über die Auferstehung Jesu im einzelnen nicht miteinander vereinigen. Schade um die verlorene Mühe, die man darauf verwandt hat. Dagegen ist es eine geschichtliche Tatsache, daß die erste Jüngergemeinde felsenfest an die Auferstehung Jesu geglaubt hat. Eine unbefangene Geschichtsforschung hat das einfach hinzunehmen, sie hat dann weiter zu untersuchen, wie dieser Glaube entstanden ist, wobei ich übrigens feststellen möchte, nirgends berichten unsere ersten Quellen die Auferstehung selbst, sondern nur Erscheinungen des Auferstandenen. Eine legendarische Geschichtsschreibung, wie wir sie z. B. in den sog. apokryphischen Evangelien, späteren Erzeugnissen der dichten gläubigen Phantasie, haben, hätte sich diese gewaltige Szene nie entgehen lassen. Unsere Evangelien beweisen hier gerade durch ihre Zurückhaltung ihre Glaubwürdigkeit.

Ich bin also gerade auf Grund des geschichtlichen Tatbestandes fest davon überzeugt, hier liegt nichts vor, was der Glaube zu fürchten hätte. Im Gegenteil, er kann nur gewinnen, wenn er erfährt, wie fest der Boden steht, auf dem er wurzelt.

Man hat hier freilich oft einseitig im Namen der Geschichte die Geschichte verdunkelt. Wir können es verstehen, wenn man aus unseren Berichten alle die Züge in den Vordergrund rückt, welche im Leben Jesu auf eine Entwicklung schließen lassen. Früher, sagen wir es offen, fälschte hier der Glaube die Geschichte, er las über manches absichtlich oder unabsichtlich hinweg, was eben dasteht. Unsere Evangelien erzählen uns von einem Heiland, der nicht alles weiß und nicht alles kann, von einem Heiland, der gelernt hat, der seine Absichten geändert hat, der Enttäuschungen erfahren hat und darum gezittert und gezagt hat. Ich greife hier nur einzelne Züge heraus, ich könnte diese Aufzählung leicht vermehren. Freilich Gustav Frenssen hat aus Jesus einen Menschen gemacht, der schließlich an seinem Lebenswerke verzweifelte und darum zur rechten Zeit starb, — weil er als ein wunderlicher Schwärmer alles auf Gottes Eingreifen setzte und die Welt ruhig weiter ihren Lauf ging und geht bis heute, konnte dieser Zusammenbruch ja nicht ausbleiben. Gegen diese Auffassung muß ich gerade im Namen der Geschichte Widerspruch erheben, so zeigen uns unsere Quellen den wirklichen Jesus nicht. Aber das sind schließlich nur Einzelheiten.

Viel wichtiger ist mir die Auseinandersetzung mit dem grundsätzlichen Widerspruch gegen die religiöse Wertung Jesu, den man dem Entwicklungsgedanken entnimmt. Man stimmt zu, wenn man ihn durch die Erwägung ergänzt, daß die treibenden Kräfte in der Geschichte die Persönlichkeiten sind, die gleichsam die Knotenpunkte der Entwicklung bilden. Das fortschreitende Leben wächst über sie hinaus. Es widerspricht

dem Begriff der Entwicklung, daß man sie sich irgendwo für alle Zeiten abgeschlossen denken könnte. So mag auch Jesus ein bedeutungsvoller Knotenpunkt der Entwicklung sein, vielleicht der mächtigste, der hinter uns liegt, wir haben nach ihm keine in gleicher Weise für die Entwicklung der Religion gleichwertige Persönlichkeit zu verzeichnen. Aber dadurch ist doch nicht eine Entwicklung nach ihm ausgeschlossen, die über ihn hinaus und darum von ihm hinwegführte. Das ist die Stimmung weiter Kreise der geschichtlichen Grundlage des Christentums gegenüber.

Diese Gedankenreihe hat etwas Bestechendes. Und trotzdem muß ich sie ablehnen. Es ist nun einmal tatsächlich so, daß in der Menschheitsentwicklung einzelne Fragen ein für allemal gelöst sind; wenn man eine bestimmte Stufe erreicht hat, so geht es auf diesem Gebiete auf ihrer Höhenlage weiter, aber nicht mehr über sie hinaus. So denke ich z. B. vom kopernikanischen Weltsystem. Das kann wohl ergänzt aber nicht überwunden werden. Persönlich bin ich auch der Ueberzeugung, daß auf dem Gebiete des Geisteslebens Kant eine ähnliche Bedeutung hat. Es ist mindestens kein Denkfehler zu sagen, daß in der Persönlichkeit Jesu die religiöse Frage auf diese letzte Stufe gehoben sei.

Aber gewöhnlich spielt in derartige Erwägungen ein viel einschneidenderer Gedanke hinein. Lessing hat ihn seinerzeit in dem berühmt gewordenen Satze ausgesprochen: Zufällige geschichtliche Wahrheiten können niemals die Begründung abgeben für ewige Vernunftwahrheiten. Darum sagt Fichte, wenn Jesus selbst in die Welt zurückkehren könnte, er würde damit vollkommen zufrieden

sein, wenn er das Christentum in den Gemüthern der Menschen herrschend fände, ob man ihn selbst dabei auch vergäße. In der Gegenwart spricht man das meist so aus, es handelt sich im Christentum nur um eine Idee, nicht um die Person, in der sich diese Idee erstmalig verkörpert hat. Wenn das wahr wäre, dann hätte Glaube und Geschichte grundsatzmäßig nichts miteinander zu tun.

Und ist es nicht tatsächlich so? Im Glauben handelt es sich im letzten Grunde lediglich um Gott. Die Seele sucht ihn, und er läßt sich finden. Und alles andere, was sich dazwischen drängen will, kann hier nur schaden. Wohl beurteilt man von dieser inneren Bezogenheit auf Gott aus die Welt, in der man lebt. Die Freude an Gott und der Frieden durch ihn lehrt die Welt verstehen und in ihr die Liebe seines Gottes wiederfinden. Wohl kann das Herz, das seines Gottes gewiß geworden ist, gar nicht anders, es muß auch seine Wege auf dieser Welt wandeln. Aber damit ist auch das Wesen der Religion beschlossen. Mehr will sie nicht sein und mehr braucht sie nicht.

Was hat damit die Geschichte zu tun, die von vergangenen Tagen redet? Im Glauben ist alles Gegenwart, ist alles Erleben und Schaffen; alles Nachempfinden kann hier höchstens unvollkommenen Ersatz bieten. Was soll da selbst die tiefste religiöse Vergangenheit, wie sie in Jesus zu uns redet?

Wohl hat man uns gelehrt, in ihm unseren Erlöser zu suchen. Wir sollen in seinem Tode die Bürgschaft unseres Heiles sehen, in seiner Auferstehung die Tatsache des neuen Lebens selbst erleben. Aber ich

fürchte, daß solche Lehren für sehr viele von uns nichts weiter sind wie überkommene Lehre, also nicht selbst Religion, sondern ihre Voraussetzung oder Folgerung. Dazu gehört ein geförderteres religiöses Nachdenken und Empfinden diesen spröden Stoff in Gegenwart umzusetzen, wie die kirchliche Lehre uns anleitet. Und das fehlt uns.

Der Glaube selbst geht einen viel schlichteren Weg. Er ist ein rein persönliches Erlebnis. Darum kann es manchem geschehen, daß er den Frieden und die Kraft der Religion an anderen sieht und kann sie doch nicht selbst gewinnen. Wie leuchtende Sterne einer kalten Winternacht stehen die Ewigkeitswerte über uns, die Sterne die begehrt man nicht, das Leuchten in unserer eigenen Seele will nicht aufwachen. Wir fühlen dabei, wie die Religion uns erheben und befreien würde, aber wir haben nicht den Mut zu glauben, daß Gott auch zu uns redet.

Nun weiß ich freilich, so verschieden die Menschen sind, so verschieden muß auch die Sprache sein, in der Gott zu ihnen redet. Aber eins wird fast immer durch all diese Laute und Töne hindurchklingen müssen, Religion ist mein eigenes persönliches Empfinden. Aber nun schließe ich weiter: darum kann es sich nur an persönlichen Lehren entzünden. Nur Leben weckt Leben. Wir schauen in das Herz eines Menschen hinein, wir sehen dort seinen Glauben, an dieser Reibfläche der persönlichen Berührung entzündet sich unser Glaube. Wenn wir nun die Reihe der Personen, die so aufeinander gewirkt haben, bis zu ihrem letzten Ursprung zurück verfolgen würden, wir kämen in der christlichen

Gemeinschaft immer auf Jesus zurück. Wenn uns nur einer den Weg zu uns weist, dann wirkt er unmittelbar auf uns. Der geschichtliche Jesus wird uns zum Glaubensgrund. So schließt der Glaube und die Geschichte einen unauflöslichen Bund, die Geschichte wird uns ein Teil unseres persönlichen Erlebens. Dann gewinnt der Glaube unmittelbares Interesse an der durch die Geschichte vermittelten Wirklichkeit. Je genauer wir diese erforschen, desto wertvoller wird sie uns. Dann wollen wir aber nicht irgend eine Lehre von diesem Jesus, wir fragen auch nicht nach der durch ihn verkörperten Idee, wir wollen seine Persönlichkeit selbst, alles Uebrige ist uns zu wenig Wirklichkeit, zu sehr nebelhaftes Gebilde.

Und nun ist unser Glaube mehr als das Sonnenleuchten, das unser Erdendasein vergoldet, mehr als eine gemüthvolle Zugabe zum grauen Alltag. Glaube ist Entscheidung und darum Kampf. Es gehört Mut dazu, zu glauben. Wir wollen gegen diese Wirklichkeit, die wir mit Augen sehen und mit Händen greifen, eine andere Wirklichkeit durchsetzen, die über allem natürlichen Geschehen steht und oft genug sich nur im Widerspruch zu ihr behaupten kann. Es gilt auch uns selbst für dieses Reich der Liebe und des Vertrauens immer neu zu gewinnen. Dazu gehört Entsagung, Selbstverleugnung. In uns selbst tauchen bange Zweifel auf: Ist diese Wirklichkeit, für die wir leben, auch wahr? Sind wir nicht selbst nur ein Teil des ewigen unfreien Kreislaufes des Werdens und Vergehens, nur bestimmt, uns mit unseren eigenen Schatten und Gespenstern jämmerlich herumzuschlagen? Haben wir sündige Menschen ein Recht auf den gnädigen Gott? Es ist uns dann geradezu ein Bedürfnis,

ja die Lebensfrage für unsern Glauben überhaupt, herauszukommen aus unserer persönlichen Erfahrung. Dann ist Jesu Stunde gekommen. An ihm lernen wir immer wieder an die Wirklichkeit Gottes glauben. Wir retten uns zu ihm aus unserer eigenen Unbeständigkeit. Wir erleben es an ihm, daß es doch möglich ist, zu glauben, wenn alles uns versinken wollte. Dann wollen wir

. . . . Die Hand erfassen  
des Schiffsherren von Nazaret,  
der, wenn die Sterne erblassen,  
nachtwandelnd auf Meeren geht,  
der tief in Wellen und Winden  
verlorenen Stimmen lauscht,  
um Städte wieder zu finden,  
darüber die Sündflut gerauscht.  
der aus dem brausenden Leben,  
drin unser Gut verscholl,  
versunkene Tempel heben  
Und neu durchgöttern soll.

Wir Menschen sind eben nicht so stolz und stark, wie wir immer wieder denken, daß wir alles aus eigener Kraft erreichen könnten. Dann könnten wir die Geschichte ungestraft verachten. Dann müßte freilich ein jeder von uns sich sein Leben ganz aus sich selbst heraus schaffen. Wir wollen bescheidener von uns denken. Wir wollen froh sein, daß andere vor uns lebten, von deren Erbe wir zehren. Uns ist es genug, daß wir selbst uns aus dem Boden, auf dem wir wachsen, die Kraft holen. Die Zeiten sind vorbei, wo man so kindlich naiv von dem Menschengeschlecht dachte. Der gesunde Realismus der Gegenwart hat uns wieder die Augen geöffnet für den Wert der Geschichte, auch für den Glauben. Sie ist nicht sein Feind, sondern sein bester Freund.

Und im Mittelpunkte der Geschichte steht dem Glauben  
— Jesus.

Wir sind ja wie die Blinden,  
die nicht nach Hause finden  
mit ungewissem Tritt.  
Wer kanns, wer kann uns führen  
zu Vaterhauses Türen,  
Wer spricht voll Güte „willst du mit“?

Wir kennen ihn, der zu uns spricht: Ich bin der  
Weg.

Drum laß mich deine Hand berühren,  
Daß ich gehe, wo du gehst,  
Du sollst mich nach Hause führen,  
Bis vor Vaters Tür du stehst  
Bis du sagst mit guten Worten:  
„Schau des Vaterhauses Pforten“.

Wer das erlebt, dem ist die Vergangenheit zur Gegenwart geworden, dem ist Glauben und Geschichte kein Gegensatz mehr, der glaubt dem, was die Geschichte ihm gegeben hat.

## Die Kirche und das Gegenwartsleben.

So zeitgemäß dies Thema auch sein mag, es kostet mir doch eine gewisse Selbstüberwindung, darüber zu sprechen. Ich weiß sehr wohl, welch allgemeines Mißtrauen sich gegen die Kirche gebildet hat, das sollte mich nicht hindern, gegen den Strom zu schwimmen, desto lohnender ist die Aufgabe, dies Mißtrauen auf die Mißverständnisse zurückzuführen, aus denen es meist stammt. Indessen — die Kirche — ich bin ja selbst ihr Vertreter, und es ist immer mißlich, in eigener Sache zu sprechen. Der geheime Widerspruch gegen die Kirche richtet sich zunächst immer gegen uns. Indessen die Sache fordert es, da müssen persönliche Rücksichten wachen. Was hat man gegen die Kirche? Sie ist der Gesellschaft zu ernst, als lästige Mahnerin steht sie inmitten einer leichtlebigen Zeit, oft geradezu als ihr strafendes Gewissen. Sie öffnet den Blick für die Schattenseiten des modernen Lebens und lehrt uns diese als unsere persönliche Schuld zu fühlen. Mit gesundem Wirklichkeitsempfinden zerstört sie manch süßen Traum von Weltglück und Menschheitsfrieden. Sollten wir ihr deshalb zürnen? Wer uns die Wahrheit sagt, mag sie auch bitter sein, wir sollten ihm danken. Wer uns das

Empfinden für die Wirklichkeit steigert, der ist unser Freund. Es liegt kein Grund vor, ihm deshalb mit Mißtrauen zu begegnen. Wohl schießt die Kirche hier zuweilen über das Ziel hinaus. Sie wird einseitig und deshalb ungerecht. Weil sie die Blicke auf die Schattenseiten des Lebens lenkt, wird sie zur Schwarzseherin. Weil sich ihr Blick verengt, verengt sich auch ihr Herz. Das fühlt man und darum lehnt man sich gegen ihr Urteil auf. Oft vergißt sie ja selbst, daß sie nicht nur diesen Beruf hat, sie soll nicht nur strafen, sondern erheben, sie soll neben dem Mißtrauen gegen uns selbst auch den Glauben an uns selbst wecken.

Aber unserer Zeit tut es wahrlich not, daß man den Ernst und die Tiefe in uns erschließe. Wer uns dazu hilft, der soll nur willkommen sein. Das bereicherte Leben hat uns um den Reichtum unseres Gemütes betrogen, es wird uns in seiner Unruhe fast unmöglich, zu uns selbst zu kommen, wir verzehren uns in Kleinigkeiten und erschöpfen uns in Nichtigkeiten. Da ist es nur gut, daß uns ein ernster Warner zur Seite steht und wir aufhören lernen, auf die leisen Stimmen, die in die Tiefe und aufwärts rufen. Aber kann das wirklich die Kirche? In alten Zeiten war sie dieser Aufgabe gewachsen. Da stand sie an der Spitze des geistigen Lebens, als eine Kulturnacht ersten Ranges. Aber nun sind die Geister erwacht. Wir haben gelernt, auf eigenen Füßen zu stehen und haben uns gelöst vom Gängelbände der Mutter Kirche, das vordem notwendig gewesen sein mag, nun warfen wir es längst als lästige Fessel zur Seite. Denn die Kirche — das ist doch die Vergangenheit und deshalb die Erstarrung. Wir aber

wollen ein Neues. Die Kirche, — ängstlich hütet sie der Väter Erbe, das ihr heilig ist, zurück zu dem Glauben der Väter, an den wir gebunden sind, das ist ihre Losung. Und in uns und um uns drängt alles vorwärts der Zukunft entgegen. Ja wenn sie mit uns ginge, wir wollten sie grüßen als frohe Gefährtin am Lebensweg, weil sie stehen bleibt, müssen wir sie hinter uns lassen.

Und wenn es nur das wäre, hat sie sich nicht immer als Feind des Neuen bewiesen, auch wo es gut und edel war? Hat sie sich nicht gegen jede neue Wahrheit gewehrt? Hat sie nicht ihre Propheten verdammt und verbrannt? Und so fügt mancher hinzu, wenn sie nur könnte, sie täte es noch heute. Wir wissen, nur in der Freiheit wachsen die Mächte, die in uns leben, sie aber kann nicht frei sein, gebunden an die alte Lehre, sucht sie, wo sie nur kann, in Fesseln zu legen, und darum ist sie der Feind des Fortschritts, des gährenden, schaffenden Lebens, das unsere Freude ist. Wir wollen sie hassen, oder nein, die Gegenwart ist darüber schon hinweg, wir wollen sie einfach verachten, denn ihre Zeit ist gewesen. Wir freuen uns der Kulturgüter, die wir uns schufen, und sie predigt uns, daß alle Kulturseligkeit das Menschenherz nicht befriedigen könne. Wir wollen auf dieser Welt leben, sie aber lehrt uns auf eine andere Welt warten. Kann es da Frieden geben zwischen Kirche und modernem Leben? Hier heißt es entweder oder. Es ist Zeit endlich mit den Halbheiten und Vermittlungen aufzuräumen.

Wohl wissen wir, die Kultur allein tut es nicht, sie muß Raum geben dem Persönlichen, nur als persönlicher Besitz haben ihre Güter für uns Wert. Aber da-

raus gewinnt man nur eine neue Anklage gegen die Kirche. Sie überliefert allen die gleiche Lehre, sie fordert von allen den gleichen Gehorsam, sie erzieht alle in den altgewohnten Formen, sie hemmt und hindert dadurch das persönliche Leben, sie ist die Feindin jeder persönlichen Religion. Das ist der schärfste Vorwurf, den man ihr machen kann, aber oft genug ist er in der Gegenwart erhoben.

Und trotzdem scheidet man sich nicht von ihr. Denn noch ist sie eine Macht in derselben Kultur, deren Feindin man sie nennt. Tausendfach ist sie durch die geschichtliche Entwicklung mit ihr verwoben, überall umgibt die Kirche das persönliche Leben. Ihr Wort gilt in den Fragen der Erziehung und Bildung. Sie steht im engsten Bunde mit dem Staat und der Gesellschaft. Wer sich von ihr scheidet, wird auch gesellschaftlich unmöglich. Man fürchtet sie deshalb und findet sich mit ihr in seiner Weise durch stille Mißachtung ab. Aber dieser Zustand ist doch auf die Dauer unerträglich. Wohl ist auch hier das bequeme Gehen- und Gewährenlassen der Grundsatz der Masse, und längst hat das gedankenlose Beharrungsvermögen zur Erstarrung der überkommenen Form geführt. Soll denn das moderne Leben sich hier nicht seine Form schaffen können, soll denn dieser unnatürliche Bund zwischen rückständigem Kirchenwesen und vorwärtsdrängender Kultur ewig währen? Die Gegenwartsentwicklung hat viele Kulturlügen geschaffen, aber die größte von ihnen, man verzeihe mir das harte Wort, ist doch die Kirche, die Kirche, die Menschen, die nichts von ihr wissen wollen und sich innerlich längst von ihr losgesagt haben, an den Höhepunkten des Le-

bens immer wieder an sich fesselt. Wohl stumpft auch hier die Gewohnheit ab, aber gerade wir, die wir täglich unter dieser Not seufzen, fühlen den Fluch immer aufs neue, der so auf der modernen Gesellschaft lastet.

Muß das so sein? Es hieße der Wirklichkeit gegenüber die Augen verschließen, wenn man leugnen wollte, daß für viele die Kirche nur dazu da ist, um sich möglichst bequem mit ihr abzufinden. Man hat nur für gewisse Höhepunkte des Lebens für sie noch keinen rechten Ersatz, sonst ließe man diesen Mohr, der seine Schuldigkeit getan hat, längst gehen. Aber trotzdem bestreite ich, und ich will es ruhig eingestehen, an dieser Frage hängt das Recht meines persönlichen Berufes, ich bestreite es, daß Kirche und Gegenwartskultur, und erst recht, daß Kirche und persönlicher Glaube in unversöhnlichem Widerstreit leben müssen.

Die Schuld ruht hier auf beiden Seiten. Die Kirche hat mit den ungeheuren Fortschritten des modernen Lebens oft nicht Schritt halten können. Sie weiß, ihre Kräfte ruhen in der Vergangenheit und davon kann sie nicht lassen. Aber sie hat deshalb leider nur zu oft dem Neuen widerstrebt, auch wenn es die Wahrheit brachte. Sie fühlte sich heimisch in den überlieferten Denkformen, in denen sie ihre Wahrheit überkommen hatte. Und darum sah sie in diesen Formen die Wahrheit selbst und in jedem Versuch sie zu ändern einen Angriff auf ihren ewigen Inhalt. Gar zu lange hatte sie sich als alleinige Inhaberin der Wahrheit gefühlt, sie hat es nicht verstanden, daß neue selbständige Wissensgebiete neben ihr aufwuchsen, daß eine neue Form des Denkens entstand, daß die Menschheit sich selbst besser

verstehen lernte. Einst ging sie mit der Kultur ihrer Zeit einen innigen Bund ein, der beiden zum Segen ward, der Kirche und der Kultur. Sie lernte, die Sprache ihrer Zeit reden. Nur hat sie zuweilen übersehen, daß die Welt inzwischen eine andere geworden ist, daß sie eine andere Sprache spricht und mit anderen Begriffen arbeitet. Man kann es der Kirche freilich nicht verdenken, daß sie nur langsam und zögernd der Entwicklung nachgeht. Die Form, in der sie vom Heiligen redet, ist ihr auch heilig, und es ist eine mühselige Arbeit das Gold der ewigen Werte immer wieder in den Schmelztigel zu werfen, um es immer wieder neu zu formen. Aber es muß geschehen. Und Gold bleibt doch Gold, mag es auch immer wieder in neuer Gestaltung leuchten.

Hier ist die Geschichte eine heilsame aber unbarmherzige Lehrmeisterin. Es ist schlimm, wenn ein Zeitalter die Sprache nicht mehr versteht, in der die Kirche zu ihm redet. Dann muß das religiöse Leben verkümmern. Und mögen die Worte des Glaubens, in denen die Kirche vorher sprach, auch durch die Treue und das Blut ihrer Bekenner geheiligt sein, was fragt danach das neue Geschlecht, das von den Kämpfen der Väter nichts weiß?

Und die Kirche?

Euch kenn' ich alle nicht, denn eure Herkunft  
ist völlig dunkel mir. Der Vater droben,  
der mich gezeugt hat, ist der eure nicht.  
Die hohe Mutter Kirche, die mich säugte,  
ihr habt an ihren Brüsten nie gelegen.  
Ihr seid mir unverwandt, drum seid ihr fremd.  
Gemeinsam der Vergangenheit gedenken,  
gemeinsam uns auf eine Zukunft freuen,

4 \*

unmöglich ists. Wir sind nur Zeitgenossen.  
Ihr nirgends hin, ich in die Heimat aufwärts.  
Die Wege laufen in verschiedner Richtung,  
und jeder Schritt bringt weiter auseinander.

Der Dichter fährt fort:

O Fluch den Männern, die, Gott weiß, warum  
die Kirch' erschlagen, die mit Mutterarmen  
die Menschenwelt umfing und einig machte!  
Genommen ist uns so der Traum der Kindheit,  
der Heimat Traum, der Heimat Hoffnung auch.  
Wir beten und wir warten nicht zusammen,  
darum sind wir nur Fremde für und für.

Darf man hier von persönlicher Versäumnis reden?  
Die Zeit um uns her ist zu schnell gewandelt. Aber  
wer hier die Not erkennt, der soll mit der Arbeit nicht  
zögern.

Denn es ist einfach nicht wahr, daß unsere Zeit  
der Religion entwachsen wäre, darum hat auch die Kirche,  
die ihre Zeit versteht, ihre Arbeit an ihr. Wohl muß sie  
stets wissen, und das hat sie leider sehr oft vergessen, daß  
sie nie um ihrer selbst willen da ist. Sie soll nur dienen.  
Sie ist immer nur Mittel, nie Selbstzweck. Sie  
soll die Menschheit die Wege weisen zu den ewigen  
Brunnen, die in der Tiefe rauschen, wenn man ihr folgt,  
dann darf sie still zur Seite stehen. Es ist ein Geheimnis,  
wenn eine Menschenseele aus solchem Quell ihr Lebenswasser  
schöpft. Niemand darf mit rauen Händen an dies Zarte greifen.

Wohl scheint es manchmal, als gingen viele an diesen  
Brunnen der Tiefe vorüber, weil sie verborgen sind:

Nur schroff Gestein, von wenig Moos gedeckt,  
drauf eine Birk im Winde schwankend,  
Brombeeren an den Wänden rankend:

doch süße Quellen sind im Grund versteckt,  
Uranfangsschöpfung, Gold liegt in der Tiefe.  
O daß ein Meister hier vorüberkäme,  
Brecheisen, Bohrer, Karst zur Hilfe nähme  
und diese Quellen in die Höhe riefte,  
das Gold, das unten weit und reich verzweigte,  
dem, der es brauchte, zeigte!  
O plätscherte die Flut den Fels hernieder,  
so grüßte bald mit Blumen sich die Welle,  
der Wanderer streckte gern die müden Glieder  
an dieser sonst gemiedenen Stelle,  
gern geht die Herd auf die einst dürre Halde,  
es streift das Reh, der Hirsch im jungen Walde.  
Die Stufe hier gab reichlichen Gewinn.  
Dies Gold dem Meister, der mit klugem Sinn  
in seiner Werkstatt (sieh' dort liegt sie) waltet  
und es zur Kette bald und bald zum Ring gestaltet,  
auch wohl zum Kelche, draus aus Priesters Händen  
den Gläubigen das Blut des Herrn zu spenden.

Das Lied fährt fort:

Es war ein Traum. Der Fels steht, wie er stand.  
Die Birke drauf blickt einsam in das Land,  
und Gold und Quelle sind im Grund verschlossen.

Aber wenn es ein Traum wäre, schon mancher  
Traum ward Wahrheit an hellem leuchtenden Tag. Soll-  
ten wir hier umsonst hoffen?

Zwar, Gold bleibt Gold, man darf es nicht in Flit-  
ter wandeln wollen, den Menschen zu gefallen. Wenn  
ich im vorigen Vortrage sagte, daß in der Person Jesu  
auch für uns Menschen des 20. Jahrhunderts die Ur-  
quelle religiöser Kraft sprudelt, so kann die Kirche von  
der Aufgabe nicht lassen, dieses Quelles Hüter zu blei-  
ben. Wohl wird sich sein Bild in jedem Jahrhundert  
anders spiegeln, das Urbild selbst wandelt sich nicht.  
Wohl werden die Menschenherzen, die es aufnehmen,

ihre eigene Art dabei nicht verleugnen. Ein jeder von uns sieht seinen Jesus mit seinen eigenen Augen. Wohl wird jedes Jahrhundert in seiner Sprache von ihm reden, aber doch eben immer von ihm. Und gilt das schon von Jesus, so gilt es erst recht von dem ewigen Gott selbst. Es liegt ja schon in dem Worte „ewiger Gott“, daß er allen Zeiten derselbe und zugleich einer jeden der besondere ist, der gerade zu ihr redet. Gott ist so weit und so groß, daß er jeder Zeit etwas zu sagen hat.

Und wenn sich Kirche und moderne Kultur nicht immer finden, so liegt die Schuld wahrlich nicht allein bei der Kirche. Mit der Kulturbekämpfung allein ist es nicht getan. Denn nur zu oft haben wir uns durch die Fortschritte des modernen Lebens blenden lassen. Das äußere Leben ist glänzender geworden, die Genüsse und Reize vielseitiger und lockender, die Möglichkeit sie zu befriedigen ist gewachsen. Behaglichkeit und Lebensfreude, der Sinn für das Edle und Schöne ist überall erwacht. Aber wir alle kennen auch die Schattenseiten der modernen Kultur. Wie oft ist sie nichts weiter als blendender Schein, der sich wie die Silberfäden im Herbstessonnenleuchten über das weichende Leben breitet. So viel Oberflächenkultur, so wenig Herzensbildung. Aufgeklebter Flitter, angekleisterter Stuck, aber keine urwüchsige Kraft. Kennen wir nicht den Sehnsuchtsruf erwachenden Lebens: heraus aus dieser Kultur, zurück zur Schlichtheit, zu uns selbst. Als unerträgliche Last erdrückt die Kultur das eigene Leben. Und nur zu gut verträgt sich mit ihr die schrankenlose Willkür des eigenen Begehrens, die unsere Volkskraft verzehrt. In ihrem Reichtum erschläft die sittliche Kraft, ihre

Vielseitigkeit verflacht und zersplittert, die Leichtigkeit ihres Genießens verführt zum Schmetterlingsdasein, das nippend von Blüte zu Blüte gaukelt. Wer ihre Güter besitzt, der wird ihrer satt, und wer sie entbehrt, der verzehrt sich in begehrllicher Unruhe. Und das alles soll die Kirche bejahren? Und da soll sie nicht strafen und warnen? Wenn sie barmherzig sein will, so muß sie hier unbarmherzig alle Trugbilder zerstören, mit unerbitterlicher Strenge muß sie da alle falschen Werte entlarven. Hören wir nicht die klatschenden Peitschenhiebe, mit denen ein Nietzsche hier das Menschliche-Allzumenschliche geißelt? Soll er uns erst mahnen unsere Pflicht zu tun? Ja aufs neue schließen Kirche und Kultur den Herzensbund dem deutschen Volk und seiner Zukunft zum Segen. Ja rausche herzu mit breiten brausenden Wogen du Strom des Lebens, an dem wir alle stehen, aus dem wir alle schöpfen. Aber lauter fließe dies Wasser und rein bis auf den Grund, daß wir mit Freuden hinunterschauen bis in die Tiefe, in der die edlen Perlen wachsen. Nicht Kulturbejahung allein, Kulturveredelung zugleich, das soll die Losung sein, daran gilt es zu schaffen in rastloser Arbeit. Mögen das mißgünstige Geister Hemmung des modernen Lebens heißen, und uns deshalb rückständig schelten, wir wissen es besser. Dies Werk muß geschehen, wir können keine notwendigere Arbeit tun an unserem deutschen Volke. Wohl ist die Arbeit mühselig. Wochen und Monde entswinden den nie rastenden Händen des Mannes, der Edelsteine schleift, daß sie in lichtem Glanze leuchten. Er sei uns Meister und Tröster. Denn nie wird unsere Arbeit ganz getan, immer neue Menschengen-

schlechter gilt es zu bilden in rastloser Arbeit.

Aber selbst wenn die Menschenkultur wirklich einmal vollkommen wäre, würden wir uns damit zufrieden geben? Wir sagen nein, denn wir wollen mehr. Wir wollen nicht die Welt, sondern die Ueberwelt. Laut wollen wir es künden unsrer kulturseligen Zeit, ob sie es hören will oder nicht, Kultur, was kannst du uns geben? Immer nur Werte, die aus dir selber stammen, wohl können sie uns erheben über den grauen Alltag, wohl können sie unsere Lebenswege schmücken und zieren, aber ein letztes Ziel können sie uns nicht setzen. Und darum ist gerade eine reichentwickelte Kultur für das Menschengeschlecht kein reines Glück. Besonders wenn es in ihr noch aufwärts geht von einem Erfolg zum andern, wenn man bei ihr täglich wartet auf neue Entdeckungen und Ueberraschungen, dann vergießt man so leicht, daß wir in uns ein Höheres tragen. Von dieser Botschaft kann die Kirche nicht lassen, ob man ihrer deshalb auch spottet. Auch die höchste Kultur ist ihr nur ein Uebergang. „O Tag, du tappst nach mir? Du tastest nach meinem Glücke? Ich bin dir reich, einsam eine Schatzgrube, eine Goldkammer?

O Welt, du willst mich? Bin ich dir weltlich? Bin ich dir geistlich? Bin ich dir göttlich? Aber Tag und Welt, ihr seid zu plump. Habt klügere Hände, greift nach tieferem Glücke, nach tieferem Unglücke, greift nach irgend einem Gott, greift nicht nach mir — alle Lust will aller Dinge Ewigkeit.“

So sagt Nietzsche an einer der tiefsten Stellen seines Zarathustra. Und siebenmal klingt es wieder in seinem „Ja und Amen Lied“, „denn ich liebe dich o

Ewigkeit“. Auch hier ist der große Christenhasser ein Prophet. Was er fordert, wir wollen es schaffen, und niemand darf uns daran hindern. Hier scheiden sich freilich die Wege. Wer uns nicht folgen will, dem können wir nicht helfen. Aber man sollte uns deswegen nicht schelten. Wir lehnen die Kultur nicht ab, wir freuen uns uneingeschränkt dessen, was sie uns gibt. Deshalb können wir es nur bedauern, wenn im Namen des Christentums engherzige Menschen des Lebens Güter verachteten. Wohl gibt ihnen die Geschichte des Christentums dazu ein scheinbares Recht, aber ich wiederhole, ein scheinbares. Wir wollen es ruhig zugeben: Jesus hatte kein Verständnis für die Kunst, Paulus ging achtlos an der Akropolis Athens und den Tempeln Korinths vorüber. Der Jude hatte kein Gefühl für edles Griechentum. Er lebte zudem ganz in dem Gedanken, daß das Ende aller Dinge nahe sei, wozu da nach ihren Nichtigkeiten fragen? Doch diese Stimmung ist im Christentum abgetan. Wir wollen die Kultur, weil wir auch in diesem Stück Menschheitsentwicklung den Segen Gottes sehen. Aber wir kennen sie nie als den höchsten Wert, wir suchen darum mehr. Denn wir meinen das Menschenherz in seinem tiefsten Ahnen und Suchen besser zu verstehen. Alles Irdische ist ihm schließlich nur ein Uebergang und darum ein Untergang, eine lästige Fessel, die sich lösen muß, wenn die rechte Stunde gekommen ist. Der Glaube sucht im letzten Grunde Gott selbst, und alles übrige muß dem weichen.

Wenn so die Grenzlinien zwischen Kirche und Kultur festgelegt sind, so ist damit auch die Stellung der Kirche zur modernen Bildung entschieden. Sie ist

ja nur das Selbstbewußtsein der modernen Kultur, in ihr pflanzt sie sich fort und durch sie schafft sie sich die Mittel ihrer fortschreitenden Entwicklung. Indessen nimmt hier unser Gegensatz andere Formen an, und darum ist eine besondere Besprechung dieser Frage notwendig.

Denn mit der fortschreitenden Bildung erstarkt ihr Selbstgefühl. Es ist etwas Wahres an dem zum Ueberdruß oft ausgesprochenen Satz: Bildung macht frei, und erst recht kann wahre Wissenschaft nur da wachsen, wo alle Schranken für die Freiheit der Forschung gefallen sind. Aber darum sieht Bildung und Wissenschaft in der Kirche ihre geborene Feindin, denn wiederum sage ich: die Kirche ist die Gebundenheit, die starre Vergangenheit, die in die Gegenwart hinein ragt. Wie oft muß man hören, daß erst von dem Augenblick an die Wissenschaft zu wahren Leben erwachen konnte, als sie die Fesseln der kirchlichen Bevormundung sprengte, darum ist für viele die Freiheit der Schule von der Kirche ein zugkräftiges Schlagwort.

Von der Vergangenheit wollen wir heute nicht reden. Als geschichtliches Urteil über sie mag es zutreffend sein, daß Bildung und Wissenschaft sich erst von der Kirche lösen mußten, ehe sie ihre hohe Aufgabe erfüllen konnten. Aber das ist ja längst geschehen. Und ich wüßte nicht, was die evangelische Kirche dagegen einzuwenden haben sollte. Leider kann ich das Gleiche von der Kirche Roms nicht sagen. Und nur zu oft erleben wir es, daß wir die Vorwürfe mit ertragen müssen, die man jener Kirche mit Recht macht. Umsoweniger fühlen wir uns berufen, das Verhalten anderer zu verteidigen,

unter dem wir selbst leiden. Man höre doch endlich auf immer von der Kirche im allgemeinen zu reden und auf sie zu schelten, man sollte doch nachgerade einsehen gelernt haben, daß Kirche hüben und drüben etwas ganz verschiedenes ist. Wohl sind viele Stimmen auch im evangelischen Lager mit daran schuld, daß es manchen so schwer fällt, hier zu scheiden. Und es ist so bequem einen Sündenbock zu haben, auf den man schelten kann. Es ist zu verlockend, sich auf den Freiheitsapostel aufzuspielen und sich dafür von der urteilslosen Masse billigen Lorbeer um die Denkerstirn winden zu lassen. Sagen wir offen heraus: es ist sehr viel Phrase dabei, wenn man unserer evangelischen Kirche den Vorwurf der Geistesknechtung macht, derselben Kirche, die aus der Glaubensfreiheit heraus geboren ist und im Kampfe gegen jede Geistesknechtung der Stimme ihres Gewissens gefolgt ist.

Gehen wir vorurteilsfrei und unberührt von allen Tagesmeinungen an die Prüfung dieser Frage. Ich sagte schon, ich wüßte nicht, was die evangelische Kirche einzuwenden haben kann, wenn Wissenschaft und Bildung ihre eigene Wege gehen, sie gibt ihnen ihr Recht, fordert freilich für sich selbst das Gleiche. Ich brauche hier das nicht zu wiederholen, was ich im vorigen Vortrag über Glauben und Geschichte sagte. Der Glaube kann nicht los von der Geschichte, weil ihm in ihr sich Gott offenbarte. Aber darum kann sich die Kirche, die diesen Glauben pflegen und wecken will, von dem Mutterboden nicht lösen, in dem sie wurzelt. Wenn man das geistige Unfreiheit oder Geistesknechtung nennt, so müssen wir diesen Vorwurf ruhig ertragen. Aber was heißt

es denn, hier jeden Menschen auf sich selbst stellen: nicht mehr und nicht minder, als daß man von jedem einzelnen fordert, daß er mit eigener Kraft in seinem eigenen Menschenleben das leiste, was der höchste Ertrag vergangener Jahrhunderte uns überlassen hat? Man hat doch sonst längst eingesehen, daß der einzelne nur wird im Zusammenhang mit den großen Mächten der Vorzeit, deren Erbe sein Reichtum ist. Wie kann man darum der Kirche einen Vorwurf daraus machen wollen, daß sie ihr Erbe nicht preisgibt? Freilich mit Menschen, die jede Religion und jede Bindung mit Gott als Knechtschaft ansehen, können wir nicht streiten. Sie sollten nur so ehrlich sein, offen zu sagen, was sie meinen und nicht auf die Kirche schelten, wenn sie die Religion überhaupt meinen. Es ist ja leider wahr, daß die massenhaft vorhandene Erbitterung gegen die Kirche es ihnen leicht macht, billigen Beifall zu ernten.

Aber woher diese Erbitterung? Die Kirche will erziehen, dabei geht es nicht ohne Zwang ab. Wohl wird das Ziel der religiösen Erziehung die Erweckung der freien religiösen Ueberzeugung sein. Man darf aber das Ziel nie mit dem Weg zu ihm verwechseln. Es geht darum nicht anders, die Kirche muß ihren Glauben in ganz bestimmten Formen mitteilen, obwohl damit die Gefahr gegeben ist, daß die Form zur Formel werde. Nun ruht naturgemäß der Schwerpunkt der erziehlichen Tätigkeit der Kirche in der Arbeit an der Jugend. Für diese muß sie demnach die ihr entsprechende Form der religiösen Beeinflussung wählen. Zu Kindern muß sie kindlich reden. Das sind Selbstverständlichkeiten, die man leichthin ausspricht, ohne sich bewußt zu werden,

welche folgeschwere Aufgaben damit gegeben sind. Kann man denn Religion überhaupt lehren? Man kann sie doch nur erleben. Aber wozu ist dann der Religionsunterricht da, noch dazu von Männern erteilt, die von Berufswegen gezwungen sind? Wir wollen hier ohne anzuklagen und zu verdächtigen der Wirklichkeit ruhig in die Augen schauen, wie sie nun einmal ist. Es ist ein gefährlich Ding mit dem Heiligen im Alltäglichen umzugehen und die Kinder zu zwingen, ihm zu lauschen, und sie zu strafen, wenn sie uns nicht folgen.

Und wenn wir dabei noch imstande wären, diese religiöse Unterweisung so lange fortzuführen, bis die uns anvertrauten Seelen zur Freiheit der eigenen Entscheidung reif sind. Aber leider versagen sich uns da die meisten. Oder meinen Sie wirklich, daß unsere Konfirmanden soweit gefördert sind? Nun soll freilich der Gemeindegottesdienst und die persönliche Seelsorge des kirchlichen Amtes diese Erziehungsarbeit fortsetzen. Sehr schön gedacht, aber in der Wirklichkeit unmöglich durchführbar. Wohl sollte es bei den höher Gebildeten günstiger stehen, da sie in der Jugend Religionsunterricht bis zum Abschluß des Unterrichtes überhaupt empfangen haben. Aber eben nur Unterricht, mehr kann hier auch die höhere Schule nicht leisten. Es wird also wohl dabei bleiben müssen: Kirche und in ihrem Auftrage die Schule können die Religion immer nur anbieten, geben können beide sie nicht. Stoßen Sie sich nicht daran, daß ich sage, die Schule im Auftrage der Kirche, der Lehrer, der Religionsunterricht erteilt, ist immer Beauftragter der Kirche, deren Glied er ist. Und es sollte und muß so sein, daß jeder Religionslehrer von ihr

selbst etwas erlebt hat, dann braucht er freilich keine äußere Bindung an sie, er hat ja sein eigenes Gewissen.

So bleibt es also dabei, daß, wer unter uns Religion haben will, sie sich in gewissem Sinne selbst schaffen muß. Ich weiß sehr wohl, welche große Verantwortung hiemit auf die einzelne Persönlichkeit gelegt ist, aber ich kann es ihr nicht ersparen. Darum versagen hier viele und oft nicht die Schlechtesten unter uns. Die einen haben überhaupt keine Religion mehr, ich kann das von meinem Standpunkt aus nur herzlich bedauern, denn ich bin der festen Ueberzeugung, daß dadurch ein großer Teil ihres Gemütslebens verkümmert. Und die Anderen haben ihre eigene Religion, aber deren Beziehung zu ihrer einstigen religiösen Unterweisung ist, wenn überhaupt noch vorhanden, jedenfalls sehr lose. Nun kennen sie aber kirchliche Religion nur in der Form ihrer früheren Unterweisung oder in dem, was sie sich aus ihrer kirchlichen Unterweisung zurecht gemacht haben. Sie meinen, die Kirche duldet nur diese. Weil sie selbst ihre Religion haben, fürchten sie, daß die Kirche sie darin stören könne. Sie reden hier ihre besondere Sprache, die anders lautet wie die, die man auf Kanzeln und in Schulen hört. Und oft ist es bei ihnen nicht einmal eine Sprache, sondern nur ein Ahnen, ein Empfinden, ein leiser Widerhall von längst verklungenen Lauten. Es ist ihnen schon störend, daß man davon überhaupt redet.

Ist das nicht ein unerträglicher Zustand, daß die, die Religion haben, sich mit der Kirche nicht verstehen, die Religion schaffen will? Wir wollen auch hier niemand anklagen, dadurch kommen wir nicht weiter. Ich

meine, die Kirche muß Raum haben für einen jeden, dem es um die Religion zu tun ist in ehrlichem Eifer. Es muß ihr eine lockende Aufgabe sein, die Verbindungslinien zu suchen von dem, was sie selbst hat, zu dem, was andere ihr eigenes nennen. Wenn sie nur ihren Eigenbesitz in aller Klarheit und Aufrichtigkeit weiterherzig und fromm und darum ganz wahr und frei den nach Religion verlangenden Seelen darbieten könnte! Immer und immer wieder muß sie hier bitten um mehr Vertrauen. Wir würden uns verstehen lernen, und wenn wir auch nicht immer einerlei Meinung wären, wir sollten doch gegenseitig wissen, daß Religion mehr ist als eine Reihe von Wahrheiten, wir sollten mehr auf das Leben achten, das sich in ihnen Ausdruck verlieh. Verzeihen Sie mir, wenn ich hier persönlich werde, ich sehe alle meine Worte, die ich an diesen Abenden an Sie richtete, als einen Beitrag meinerseits an, um hier zu gegenseitigem Verständnis zu führen. Denn ich halte es geradezu für eine dringende Pflicht, daß ein jeder hier tue, wozu er nur immer imstande ist. Aber ich kann es nicht unterlassen, auch einen jeden von Ihnen zu bitten: Haben Sie Geduld mit uns, mit der Kirche und ihren Dienern, vergessen Sie nie, daß wir eben auch nur Menschen sind, und Mensch sein heißt irren in Schwäche. Versuchen Sie aber auch den Kirchenglauben erst zu verstehen, ehe Sie ihn ablehnen. Ich lasse mir die Meinung nicht nehmen, daß hier sehr viel Mißtrauen nur die Folge von mangelndem Verständnis ist. Man sollte auch hier nie über eine Sache aburteilen, ehe man sie gründlich kennt. Wenden Sie diesen Grundsatz, um nur eins zu nennen, auf die Bibel an, hören Sie nicht

auf das, was andere Leute darüber sagen, hören Sie die Bibel selbst. Ich dünkte, wer sich seine Religion schaffen will, der darf nicht an dieser ehrwürdigen Urkunde der überlieferten Religion vorübergehen.

Aber ist es denn für den, in dem selbständige persönliche Religion erwacht ist, überhaupt notwendig, zur Kirche Stellung zu nehmen? Nun ich glaube zunächst, daß sich manche über die Selbständigkeit ihres religiösen Empfindens in einer verzeihlichen Selbsttäuschung befinden. Wohl taucht es als urwüchsige Ahnung aus dem dunklen Urgrund des Unbewußten auf, dem wir so manches verdanken. Aber es taucht nur auf, weil es einst dorthin versunken war. Es hat sich in der Tiefe durchgerettet durch Jahre der geistigen Dürre, durch mancherlei Irrwege und Wirrungen. Es ist heutzutage fast Mode geworden, mit der Selbständigkeit der eigenen Persönlichkeit zu kokettieren. Wir haben vieles selbst erlebt, wir dürfen es darum unser Eigenes nennen. Aber ist damit ausgeschlossen, daß das, was wir selbst erleben, uns erst aus unserer Umwelt ward? Wir erleben es, das heißt doch, unsere eigene Seele nimmt das auf, was an uns herandrängt. Nun ist es leider wahr, daß wir religiöse Eindrücke oft lieber von anderswoher aufnehmen als von den berufenen Stellen. Es ist eine Folge der fortgesetzten religiösen Unterweisung der Kirche, daß wir gegen ihre Eindrücke abgestumpft sind. Es gibt Menschen, denen dieselbe religiöse Wahrheit eher einleuchtet, wenn er sie aus dem Munde irgend eines Weltkindes, ich nenne z. B. Goethe hörte, oder gar von einem Heiden wie Nietzsche, als wenn sie in der Form eines Bibelwortes zu uns kommt. Es ist ja ihre Sprache

und nicht die einer versunkenen Zeit.

Aber sind wir deshalb selbständiger, wenn wir aus vielen Brunnen schöpfen statt aus der einen lebendigen Quelle?

Und selbst wenn wir imstande wären, den Quell religiösen Lebens in uns selbst in unerschöpflicher Fülle sprudeln zu lassen, würden wir die Kirche nicht entbehren können. Wohl will sie nur Wegweiser zur Religion sein, wer das Ziel erreicht hat, braucht keinen Wegweiser mehr. Will die Kirche erziehen, so hat sie wie jede Erziehung das Ziel, sich selbst überflüssig zu machen. Indessen wird dieses Ziel von der menschlichen Gesellschaft nie auch nur annähernd erreicht. Immer neue Geschlechter wachsen heran, an denen die Kirche ihre Arbeit hat. Nun liegt es aber im Wesen des religiösen Lebens, daß es nach Gemeinsamkeit, nach Mitteilung drängt. Jede Religion trägt in sich den Trieb andere Menschen zu gewinnen, in diesem Sinne ist sie stets intolerant, ihr ist ein jeder, der nichts von ihr weiß, ein Widerspruch gegen ihr eigenes Wesen, der überwunden werden muß. Darum drängt jede echte Religion, wenn sie wirklich lebendig ist, zur kirchlichen Arbeit in irgend einem Sinne. Ich kann mir nicht denken, daß ein Vater, daß eine Mutter, denen der Glaube an Gott eine Kraft ist, davon zu ihren Kindern schwiegen, daß ein Freund dem Freunde nicht davon redete, was ihm das Höchste bedeutet. Und was will denn die Kirche letzthin anders, als daß sie das, was so urwüchsig wirkt, in feste Formen präge. Wer hier berufen ist, der rede. Ich habe keinen brennenderen Wunsch, als daß uns für die Arbeit an unserem Volke recht viele Kräfte aus

allen Kreisen zuwüchsen, die in ihrer Weise persönliche Religion gewonnen haben. Die Kirche muß weitherzig genug sein, ihnen für ihre Art Raum zu schaffen. Das Arbeitsfeld ist so groß, daß wir uns nur freuen können, wenn recht viele Hände sich regen. Es gibt kein besseres Mittel das lähmende Mißtrauen zu besiegen als gemeinsame Arbeit, in der man sich verstehen und würdigen lernt,

Die Kirche ist zudem nicht nur Erziehungsanstalt. Ihre Gottesdienste wollen wohl belehren, sie dienen aber zugleich dem unmittelbaren religiösen Bedürfnis der Anbetung vor dem ewigen Gott. Wo Glaube ist, da muß das innere Empfinden Laut und Stimme gewinnen. Der einsame Funke verglüht, erst vereint erwächst aus ihnen der lodernde Brand der Begeisterung, der die Schwachen mit fortreißt. Und wie schön ists, wenn Bildung und Kunst aus freiem Triebe der Andacht Flügel schaffen, daß sie über alles Irdische die Menschenseele hinübertragen zum ewigen Gott! Im gemeinsamen Austausch, in edlem Wetteifer sollten uns die Kräfte wachsen. Wir klagen über eine Zeit religiöser Dürre. Hier sind die Mittel, sie zu überwinden. Meinen Sie, die Kirche werde sich gegen das erwachende persönliche Leben engherzig abschließen; wenn es nur stark genug ist, so wird sie das gar nicht mehr können, sie wird ihm dienen müssen. Wohl wird sich der neue Geist auch neue Formen schaffen, das mag manch eingerostetem Gewohnheitsknechte unbequem werden, wer hier in sich selbst das Leben spürt, der wird sich des freuen, wenn um ihn das Leben erwacht. Und wahrlich es wäre an der Zeit.

Da draußen lachen sonder Leids  
die weiten Lande lenzumschlungen,  
als harrten sie gläubig des herrlichen Kleids,  
davon Prophetenmund gesungen.  
Als warte getrost die Kreatur  
des Tages verheißener Seeligkeiten,  
und raunend zog die heilige Spur  
der Wind wie zu Jesaia Zeiten.  
Wo lachst du Himmel, tief durchsternt  
einst aufgebaut im neuen Bunde!  
wo lebst du Heiland? Nur entfernt  
furchtsam begrüßt im Herzensgrunde?  
Hat eines Bischofs strenge Hand  
dich eingepreßt zum Kirchenschlafe  
in des Gesangbuchs schwarzen Band  
als Lebensschreck, als Jugendstrafe?  
Wie war die Predigt lehrhaft lang,  
Wo blieb des Sieges Jubilieren?  
Wer hört im Orgeltastenklang  
noch Engelstimmen musizieren?  
O komme mit Brausen heiliger Geist  
komme Flamme, singende, rasche,  
und spreng die Gräfte und wecke zumeist  
der Lebenden Herzensasche!  
Nimm fort des Kirchenstaubes Schicht  
von den frischen, den ewigen Lehren,  
dann kämen die Kinder mit frohem Gesicht,  
wir Alten mit neuem Begehren.  
Wir kämen zur Kirche jahr ein Jahr aus  
mit Danken und Händefalten,  
bald würde der Heiland in jedem Haus  
von neuem ein Gastmahl halten.  
Dann wäre die Lebenssaat bestellt  
auf ewiges Wohlgeraten,  
Du wärest, o Deutschland, von aller Welt  
der reichste, der beste der Staaten.  
Komm, siegend, du großer Werdetag  
erst leise gleich Nachtigallen,  
dann brich in den Grund, was nicht weichen mag,  
mit brausendem Tubaschallen.

Bring einen Hoffungslenz herbei  
den Herzen der Geringsten,  
und leg den verzäunten Himmel frei,  
komm fröhlich seliges Pfingsten.

Es ist ein Pfingstgesang, dem wir soeben lauschten.  
Pfingsten ist das Fest neuen Geisteslebens. O daß es  
käme! Aber es wird nie kommen, ohne daß wir es  
schaffen.

---

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen.

---

## **Aesthetische und christliche Lebensauffassung.**

Von

**A. Bertholet.**

8. 1910. M. 1.—. Gebunden M. 1.80.

---

## **Die deutsche Philosophie**

**in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.**

Von

**Konstantin Oesterreich.**

8. 1910. M. 1.—.

---

### **Wilhelm Windelband:**

## **Lehrbuch der Geschichte der Philosophie.**

Fünfte, durchgesehene Auflage.

Lex. 8. 1910. M. 12.50. Geb. M. 15.—.

---

## **Prästudien.**

**Aufsätze und Reden zur Einleitung in die Philosophie.**

Dritte, vermehrte Auflage. 8. 1907. M. 7.50. Gebunden M. 9.—.

---

## **Ueber Willensfreiheit.**

————— Zwölf Vorlesungen. —————

Erste Auflage. Zweite Auflage.

8. 1905. M. 3.60. Gebunden M. 4.50.

---

## **Die Philosophie im deutschen Geistesleben des neunzehnten Jahrhunderts.**

————— Fünf Vorlesungen. —————

8. 1909. M. 2.—. Gebunden M. 2.80.

---

## **Charakter und Weltanschauung.**

Akademische Antrittsrede, gehalten am 12. Januar 1905

von

**Erich Adickes.**

2. Tausend. 8. 1907. M. —.90.

---

**Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften  
aus dem Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte.**

- 60) **Aner, K.**, Goethes Religiosität. 1910. M. —.80.
- 5) **Baltzer, O.**, Weltanschauungsfragen. 1909. M. —.50.
- 63) **Baltzer, O.**, Glaubensfragen. 1911. M. 1.60.
- 1) **Bernoulli, C. A.**, Das Konzil von Nicäa. 1898. M. —.80.
- 4) **Bertholet, A.**, Der Verfassungsentwurf des Hesekiel in seiner religionsgeschichtlichen Bedeutung. 1896. M. —.80.
- 16) **Bertholet, A.**, Die israelitischen Vorstellungen vom Zustand nach dem Tode. 1899. M. —.80.
- 28) **Bertholet, A.**, Buddhismus und Christentum. Zweite, durchgesehene Aufl. 1909. M. 1.40.
- 33) **Bertholet, A.**, Die Gefilde der Seligen. 1903. M. 70.
- 55) **Bertholet, A.**, Das religionsgeschichtliche Problem des Spätjudentums. 1909. M. —.80.
- 26) **Bruckner, A.**, Die Irrlehrer im Neuen Testament. 1902. M. —.75.
- 1) **Duhm, B.**, Das Geheimnis in der Religion. 1896. M. —.60.
- 6) **Duhm, B.**, Die Entstehung des Alten Testaments. Zweite, durchgesehene Auflage. 1909. M. —.60.
- 46) **Eck, S.**, Religion und Geschichte. 1907. M. 1.60.
- 86) **Fiebig, P.**, Talmud und Theologie. 1903. M. —.75.
- 42) **Fiebig, P.**, Babel und das Neue Testament. 1905. M. —.50.
- 9) **Fries, S. A.**, Moderne Darstellungen der Geschichte Israels. 1898. M. —.60.
- 54) **Grill, J.**, Die persische Mysterienreligion im römischen Reich und das Christentum. 1903. M. 1.20.
- 24) **Hauri, J.**, Das Christentum der Urgemeinde und d. d. Neuzeit. 1901. M. —.75.
- 41) **Holl, K.**, Die geistlichen Übungen des Ignatius von Loyola. 1905. M. —.60.
- 45) **Holl, K.**, Die Rechtfertigungslehre im Licht der Geschichte des Protestantismus. 1906. M. —.80.
- 39) **Jellinghaus, H.**, Ossians Lebensanschauung. 1904. M. 1.20.
- 49) **Kapp, W.**, Bildung und Religion. 1907. M. —.60.
- 25) **Kautsch, E.**, Die bleibende Bedeutung des Alten Testaments. Zweite, um ein weiteres Vorwort vermehrte Auflage. 1903. M. —.65.
- 22) **Köhler, W.**, Reformation und Ketzerprozess. 1901. M. 1.—.
- 35) **Köhler, W.**, Die Entstehung des Problems Staat und Kirche. 1903. M. —.80.
- 53) **Köhler, W.**, Katholizismus und moderner Staat. 1903. M. 1.—.
- 61) **Köhler, W.**, Idee und Persönlichkeit in der Kirchengeschichte. 1910. M. 2.—.
- 23) **Kraetzschmar, E.**, Prophet und Seher im alten Israel. 1901. M. —.75.
- 2) **Krüger, G.**, Die Entstehung des Neuen Testaments. 1896. M. —.60.
- 5) **Löhr, M.**, Der Missionsgedanke im Alten Testament. 1896. M. —.80.
- 32) **Lucius, E.**, Bonaparte und die protestant. Kirchen Frankreichs. 1903. M. —.90.
- 48) **Lüllmann, C.**, Schleiermacher, der Kirchenvater d. 19. Jahrh. 1907. M. 1.80.
- 12) **Martensen Larsen, H.**, Jesus und die Religionsgeschichte. 1898. M. —.60.
- 14) **Meyer, A.**, Das Leben nach dem Evangelium Jesu\*. 1905. M. —.75.
- 8) **Meyer, A.**, Die moderne Forschung über die Geschichte des Urchristentums. 1898. M. 1.20.
- 31) **Meyer, A.**, Theologische Wissenschaft und kirchl. Bedürfnisse. 1903. M. 1.80.
- 13) **Michelet, S.**, Israels Propheten als Träger der Offenbarung. 1897. M. —.60.
- 56) **Rade, M.**, Das religiöse Wunder und Anderes. 1909. M. 1.50.
- 57) **Rittelmeyer, Buddha oder Christus?** 1909. M. —.60.
- 11) **Sabatier, A.**, Die Religion und die moderne Kultur. 1898. M. —.80.
- 7) **Saussaye, P. D.**, Ch. de la, Die vergleichende Religionsforschung und der religiöse Glaube. 1898. M. —.60.
- 29) **Scheel, O.**, Luthers Stellung zur heiligen Schrift. 1902. M. 1.60.
- 50) **Schiele, Fr. M.**, Die kirchliche Einigung des evangelischen Deutschlands im 19. Jahrhundert. 1908. M. 1.50.
- 27) **Schmiedel, O.**, Die Hauptprobleme der Leben Jesu Forschung. 2. Aufl. 1906. M. 1.25.
- 19) **Sell, K.**, Zukunftsaufgaben des deutschen Protestantismus im neuen Jahrhundert. 1900. M. —.75.
- 10) **Soederblom, N.**, Die Religion und die soziale Entwicklung. 1898. M. 1.60.
- 58) **Soederblom, N.**, Vater, Sohn und Geist unter den heiligen Dreieinheiten und vor der religiösen Denkweise der Gegenwart. 1909. M. 1.80.
- 43) **Staerk, W.**, Religion und Politik im alten Israel. 1905. M. —.60.
- 30) **Stave, E.**, Der Einfluss d. Bibelkritik a. d. christliche Glaubensleben. 1902. M. 1.—.
- 51) **Stephan, H.**, Der Pietismus als Träger des Fortschritts in Kirche, Theologie und allgem. Geistesbild. 1903. M. 1.25.
- 47) **Stöcker, Lydia**, Die Frau in der alten Kirche. 1907. M. —.75.
- 54) **Titius, A.**, Der Bremer Radikalismus. 1908. M. 2.—.
- 20) **Troeltsch, E.**, Die wissenschaftliche Lage und ihre Anforderungen an die Theologie. 1900. M. 1.25.
- 18) **Vischer, E.**, Albrecht Ritschls Anschauung von evangelischem Glauben und Leben. 1900. M. —.75.
- 21) **Völter, D.**, Der Ursprung des Mönchtums. 1900. M. 1.—.
- 17) **Weinel, H.**, Paulus als kirchlicher Organisator. 1899. M. —.75.
- 52) **Wenck, K.**, Die heilige Elisabeth. 1903. M. 1.50.
- 14) **Wernle, P.**, Paulus als Heidenmissionar. 2. Aufl. 1909. M. —.75.
- 40) **Wernle, P.**, Die Renaissance des Christentums im 16. Jahrh. 1904. M. 1.—.
- 62) **Wielandt, R.**, Das Programm der Religionspsychologie. 1910. M. —.80.
- 15) **Wilkeboer, G.**, Jahvedienst und Volksreligion in Israel in ihrem gegenseitigen Verhältnis. 1899. M. —.80.
- 37) **Wrede, W.**, Charakter und Tendenz des Joh.-Evang. 1903. M. 1.25.
- 38) **Ziller, F.**, Die biblischen Wunder in ihrer Beziehung zu den biblischen Welt- und Gottesvorstellungen. 1904. M. —.80.

**Heft 1-60 auf einmal bezogen Kosten M. 32.— (statt M. 58.65).**

BR  
123  
B26

Baltzer, Otto, 1863-  
Glaubensfragen. Drei Vorträge.  
Tübingen, J.C.B. Mohr, 1911.  
iv, 68p. (Sammlung gemeinverständlicher  
Vorträge und Schriften aus dem Gebiet der  
Theologie und Religionsgeschichte, 63)

332046

1. Christianity--Addresses, essays,  
lectures. I. Title. II. Series: Sammlung  
gemeinverständlicher Vorträge, 63. CCSC/mr

